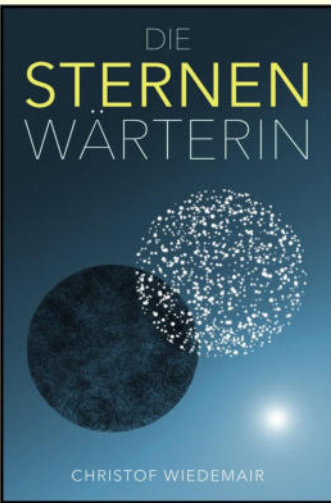
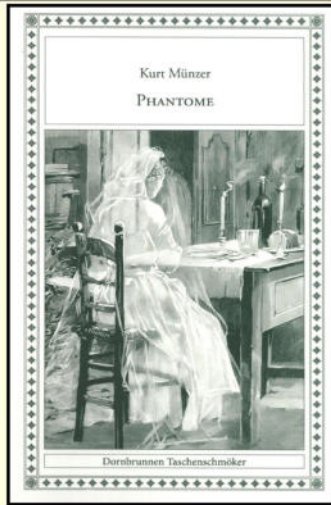


edfc



Fantasia I 256e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1256e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 49. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2026 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2026-02

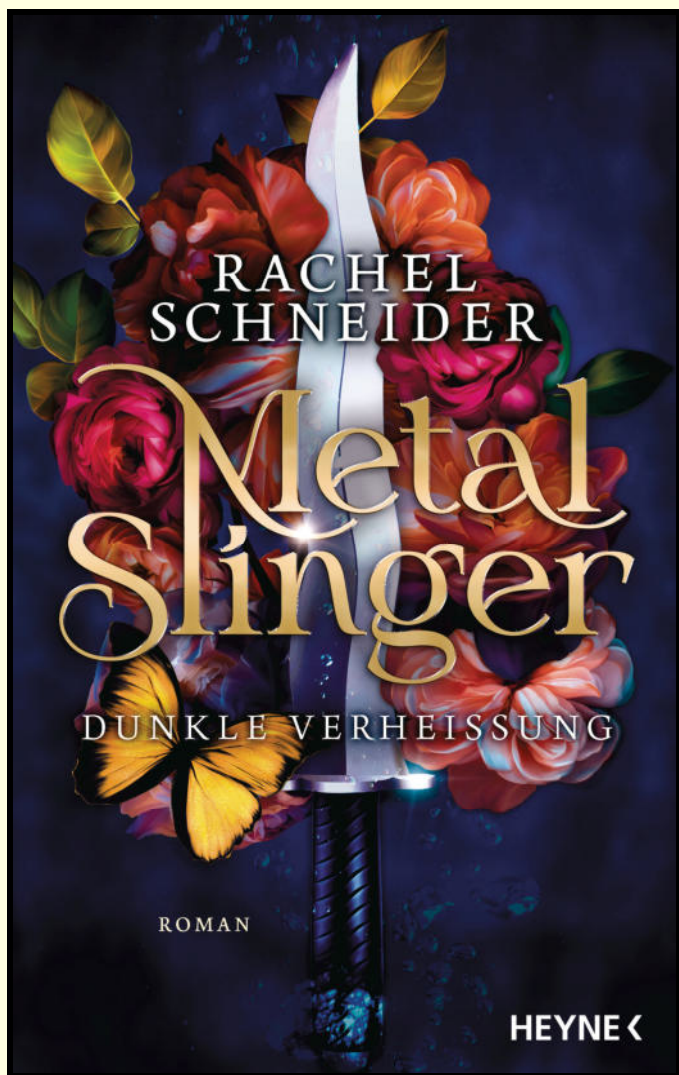
AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1256e – Magazin für Phantastik



edfc



Rachel Schneider

Fire & Metal 1: Metal Slinger. Dunkle

Verheißung

(Metal Slinger, 2025)

Heyne 27 568 (HC 508 S./€ 24,00)

München 2026

Aus dem Amerikanischen von Kerstin

Fricke

Genre: Fantasy

Der Markt befindet sich in der Mitte des Spalts auf einem riesigen Dock. Von Felswand zu Felswand und so weit ins Landesinnere, wie das Auge reicht, erstreckt sich das Dock als neutraler Treffpunkt für uns, die Alaha, und die Kenta.

Es dauert noch mehrere Stunden, bis unsere kleine Flotte die Barriere der Wellenbrecher durchquert hat und wir endlich anlegen können. Die Wächter legen die Gangways aus, damit die Männer die Fracht aus Fischen, die wir auf der Reise hierher gefangen haben, abladen können. Einer der Kommandanten ruft Befehle, während die Netze aus dem Wasser gehoben und in die war-

tenden Wagen verladen werden, damit das Volk von Kenta den Fisch gegen alles eintauschen kann, was der Kapitän mit dem König aushandeln wird – meist Weizen und andere Feldfrüchte. (S. 9f)

Die Alaha sind vor langer Zeit in einem furchtbaren Krieg gegen die Kenta unterlegen und mussten infolgedessen das Festland verlassen, so dass sie ihr ganzes Leben auf Schiffen verbringen müssen. Nur eine kleine, ausgewählte Schar von Wächterschülern darf einmal im Jahr den Markt der Kenta besuchen, der auf einem Dock stattfindet.

Diesmal hat die Erzählerin Brynn die Ehre, den Markt betreten zu dürfen, zusammen mit ihren Freunden Kai, Messer und der wenig beliebten Aurora.

Während des Marktes wird Brynn des Diebstahls beschuldigt, was einen unerhörten Aufruhr auslöst, dessen Höhepunkt eine Explosion darstellt, die möglicherweise von Aurora ausgelöst wurde. Die Folge ist, dass die Kenta verlangen, dass ihnen Brynn und Aurora ausgeliefert werden sollen. Damit beginnt für Brynn ein völlig neues Leben,

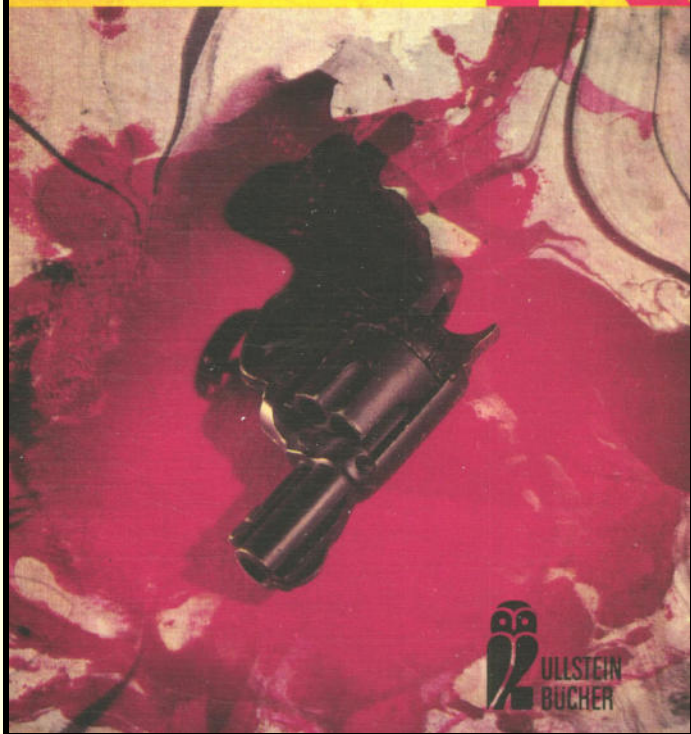
denn ihr wird nicht nur ihre wahre Herkunft enthüllt, sondern sie verliebt sich auch hoffnungslos in einen der feindlichen Soldaten.

Metal Slinger. Dunkle Verheißung bietet dem Leser eine exotische Fantasywelt voller Geheimnisse, Romantik und Magie. Auch hier begegnen wir dem Phänomen „Enemies to Lovers“, wie es auf Englisch heißt, das zum Kernthema der meisten modernen Fantasy geworden ist.

Erle Stanley Gardner

Nägel mit Köpfchen

DREI KRIMINALGESCHICHTEN



 **ULLSTEIN
BÜCHER**

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Nägel mit Köpfchen. Drei

Kriminalgeschichten

Ullstein 01 526 (TB 142 S./DM 2,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1973

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

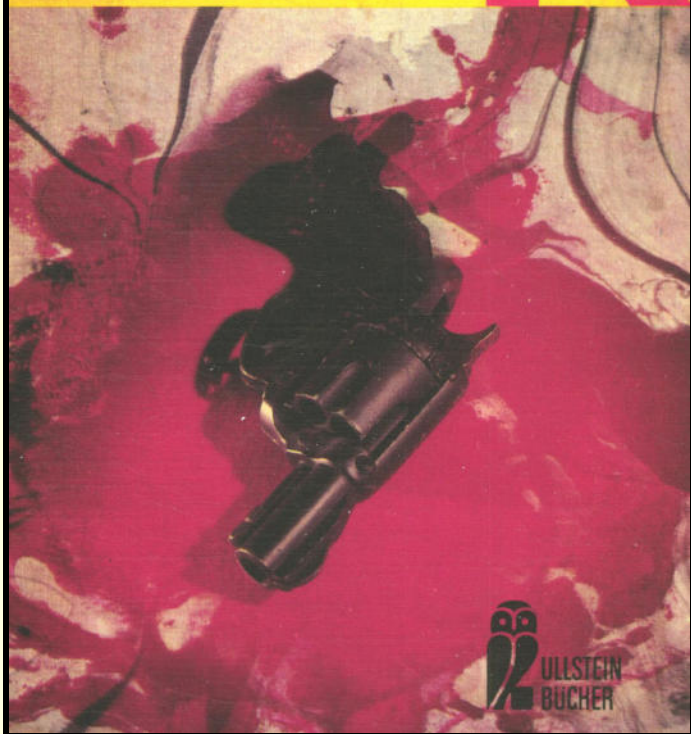
Drei Kriminalgeschichten (Cover)

Nägel mit Köpfchen enthält drei frühe Novellen aus der Feder des enorm produktiven Erle Stanley Gardner.

Erle Stanley Gardner

Nägel mit Köpfchen

DREI KRIMINALGESCHICHTEN



Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Ein Mann wird vermisst

(A Man Is Missing, 1946)

Ullstein 01 526 (TB S. 5–45/DM 2,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1973

**Aus dem Amerikanischen von Renate
Steinbach**

Genre: Krimi

Sheriff Bill Catlin schüttete den Inhalt des Briefumschlags auf die zerschrammte Schreibtischplatte und sah den jungen Mann, der ihm bolzengerade gegenüber saß, düster an. „Es ist ein Kreuz mit diesen Stadtfritzen. Bilden sich wahrhaftig ein, wir hier in Idaho leben hinter dem Mond. Ed Harvel, der Polizeichef, der vor drei Jahren hier zu Besuch war, ist genauso. Ich soll einen Burschen für ihn suchen, der ‘ne Gedächtnisstörung hat, und da schmiert Ed zwei Seiten voll, um mir zu sagen, wie man so was macht.“

Hank Lucas nickte, als der Sheriff ihn über die Brille hinweg fragend ansah.

„Also, dieser Bursche hatte schon mal so einen Anfall. War drei Monate lang

wie vom Erdboden verschluckt und konnte sich hinterher an nichts erinnern. Geht eines Nachmittags um fünf aus dem Büro weg und kreuzt erst drei Monate später wieder auf. Verflixte Geschichte, was?“

Hank nickte abermals. (S. 5)

Corliss Adrian, geborene Latham, vermisst ihren Gatten Frank. Dieser hatte vor drei Jahren bei einem Autounfall eine Kopfverletzung erfahren und leidet seither unter sporadischer Amnesie. Doch an Corliss' Elternadresse ist eine Fotopostkarte eingetroffen, die Frank vor einer Blockhütte zeigt – offenbar kann er sich noch an die Zeit vor dem Unfall und vor der Hochzeit erinnern. Nun sollen Bill Catlin, der Sheriff einer abgelegenen Kleinstadt, und der Bergführer Hank Lukas der Frau helfen, ihren Mann wieder zu finden. Der Sheriff erläutert Hank den Fall.

„Laut Ed Harvel war der Unfall vor drei Jahren. Anscheinend hat der Bursche sich dabei den Kopf angeschlagen, denn jedes Mal, wenn bei ihm das Gedächtnis

aussetzt, reicht seine Erinnerung gerade bis zum Zeitpunkt des Unfalls. Alles danach ist gähnende Leere.“ (S. 7)

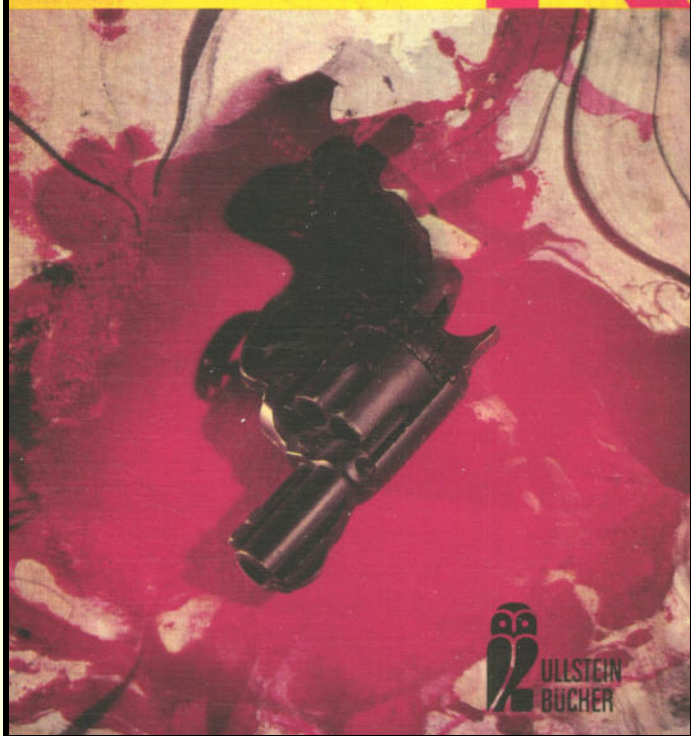
Es kommt hinzu, dass sich Corliss eigentlich scheiden lassen will, weshalb sie den Detektiv James Dewitt engagiert hat, sie zu unterstützen. Die kleine Expedition findet tatsächlich die Hütte, aber Franks Freund Harry Benton, der ihn begleitet haben soll, ist verschwunden – und man findet eine Leiche, die allem Anschein nach die von Frank ist.

Ein Mann wird vermisst ist ein nicht sonderlich aufregender, aber durchaus unterhaltsamer Kurzkrimi.

Erle Stanley Gardner

Nägel mit Köpfchen

DREI KRIMINALGESCHICHTEN



Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Die ahnungslose Zeugin

(The Affair of the Reluctant Witness, 1949)

Ullstein 01 526 (TB S. 46–84/DM 2,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1973

Aus dem Amerikanischen von Ingrid
von Blücher

Genre: Krimi

„Trinken Sie lieber Ihren Orangensaft, und verschwinden Sie unter die Dusche“, empfahl Mugs. „Vergessen Sie nicht, Ihr Freund Arthur Arman Anson kommt heute vormittag.“

Bane lachte abermals.

„Nennen Sie das alte Fossil bloß nicht meinen ‚Freund‘!“ rügte er. „Anson ist der Anwalt, der als Testamentsvollstrecker meines Onkels fungiert, mehr nicht. Wenn man davon absieht, daß ihm alles und jedes, was ich tue, prinzipiell missfällt ... Post da?“ (S. 47)

Jerry Bane ist der Erbe eines großen Vermögens, das allerdings von dem überaus knickrigen Anwalt Arthur A. Anson verwaltet wird. Der erste Vorschuss ist aufge-

braucht, so dass Jerry nicht einmal mehr seinen Diener Mugs Magoo, einen reformierten Gangster, bezahlen kann.

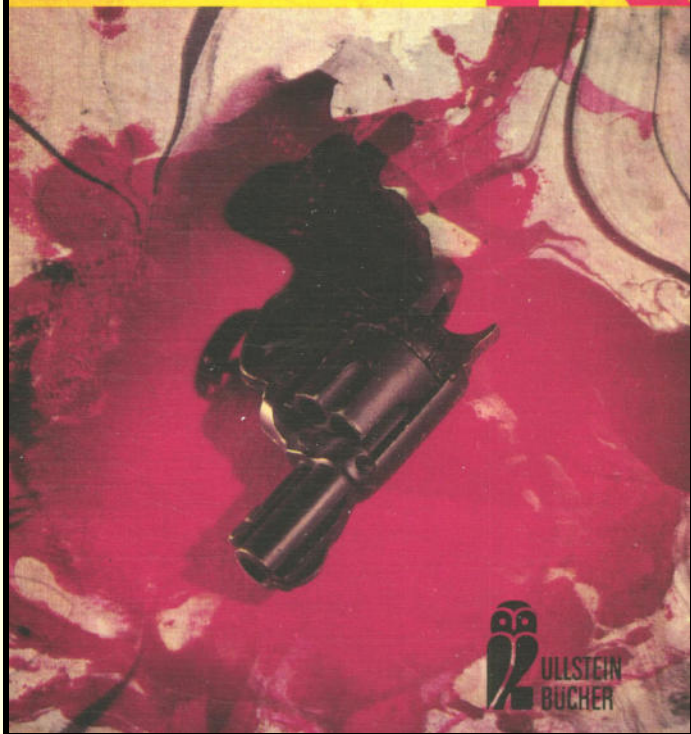
Doch Jerry liest in der Zeitung von einem interessanten Vorfall, aus dem sich Geld herauschlagen ließe: Eine Zeugin hat beobachtet, wie ein Räuber aus einem Juweliergeschäft geflohen ist. Nachdem sie die Tat der Polizei gemeldet hat, stellt sich der Juwelier allerdings auf den Standpunkt, dass keinerlei Verbrechen stattgefunden hat. Jerry nimmt Kontakt mit der Zeugin Bernice Calhoun, der jungen Besitzerin eines Lebensmittelladens, auf, und muss erfahren, dass der Juwelier beabsichtigt, sie wegen Verleumdung auf Schadensersatz zu verklagen. Selbstverständlich nimmt sich Jerry mit Eifer der Sache an.

Die ahnungslose Zeugin beschreibt ein kompliziertes und eher unwahrscheinliches Verbrechen, macht das allerdings auf amüsante Art und Weise.

Erle Stanley Gardner

Nägel mit Köpfchen

DREI KRIMINALGESCHICHTEN



Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Nägel mit Köpfchen

(At Arm's Length, 1939)

Ullstein 01 526 (TB S. 85–142/DM 2,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1973

**Aus dem Amerikanischen von Ingrid
von Blücher**

Genre: Krimi

Minutenlang stand Marr in seine Gedanken versunken da, dann kehrte er mit energischen Schritten zu Schreibtisch, altersschwachem Drehsessel und der aufgeschlagenen Zeitung zurück. Er blätterte um und wandte sich diesmal den übrigen Verbrechen zu.

Auf der vierten Seite blieb sein Blick an einer Schlagzeile hängen: Nagelatentäter im Hyde Park District am Werk.

Marrs Augen wurden schmal, als er die kurze Notiz überflog. Ein Unbekannter hatte in der vergangenen Woche auf verschiedenen Straßen schwere Nägel, wie sie zum Befestigen von Regenrinnen an Dächern verwandt wurden, ausgestreut. Letzte Nacht nun im Hyde-Park-Bezirk. Einem Motorradfahrer war

auf der Straße ein Nägel zusammenkehrender Mann aufgefallen. Das heißt, eigentlich aufgefallen war ihm, daß kein Fahrzeug in der Nähe abgestellt war, mit dem der Mann gekommen sein konnte. Daraufhin hatte der Motorradfahrer der Polizei Meldung erstattet. Vielleicht war der eifrige Kehler ja ein Anwohner, der bemerkt haben konnte, wer die Nägel ausgestreut hatte.

Aber die Polizei hatte keinerlei zweckdienliche Auskünfte erhalten können. Der ohnehin nicht aufregende Fall war vorerst ad acta gelegt worden. (S. 86f)

Die Zeiten sind schlecht, und dem Detektiv Jerry Marr rennen die Kunden nicht gerade das ärmliche Büro ein. Daher studiert er eifrig die Zeitungen nach besonderen Ereignissen, die sich zu Geld machen ließen. Heute wird von einem Mord an einer jungen Frau namens Elaine Dixmer berichtet sowie von einem Vorfall, bei dem ganz in der Nähe große Nägel auf die Straße gestreut wurden.

Jerry besichtigt die Örtlichkeit und findet nicht nur neue Dachrinnen am Straßen-

rand, sondern auch die Reste einer Pappschachtel, die dazugehörige Nägel enthalten hat. Er sucht die nächstgelegene Tankstelle auf und fragt, ob hier die Reifen eines Autos geflickt wurden. Der Tankwart bejaht und weiß sogar die Adresse des Autobesitzers, was Jerry auf eine nicht nur heiße, sondern auch einnahmenträchtige Spur führt.

Nägel mit Köpfchen schildert einen, wie es für Gardner typisch ist, komplizierten und etwas unwahrscheinlichen Kriminalfall, das aber glücklicherweise auf recht unterhaltsame Art.



Heinz J. Galle

Erlebte Vergangenheit und gestaltete Zukunft

Erinnerungen eines Freundes der populären Medien
an seine Kindheit unterm Hakenkreuz und den
Weg ins 21. Jahrhundert



Heinz J. Galle [Heinz Jürgen Galle, 1936–
]

***Erlebte Vergangenheit und gestaltete
Zukunft. Erinnerungen eines Freundes der
populären Literatur an seine Kindheit
unterm Hakenkreuz und den Weg ins 21.
Jahrhundert (2009)***

DvR (PB 214 S./€ 17,05)

**Lüneburg 2026, 3. überarbeitete
Auflage**

Genre: Autobiographie

Am 11. Oktober 1936, vor 85 Jahren, wurde Heinz Jürgen Galle in Berlin geboren. Der Sammler und nebenberufliche Schriftsteller beschäftigt sich seit 1955 mit dem Genre der populären Medien, insbesondere der Unterhaltungsliteratur, und in diesem Rahmen u. a. mit Science-Fiction und ihrer besonderen Erscheinungsform, dem Hefroman. Neben zahlreichen Beiträgen für Fachzeitschriften, Kurzgeschichtensammlungen, Ausstellungskataloge und Mitwirkungen in Rundfunk- und Fernsehsendungen, an Ausstellungen und an Fachtagungen hat er mehrere Bücher zu die-

sem Themenkreis verfasst (siehe die Zusammenstellung am Ende des Buches), die sich inzwischen Geltung als Standardwerke verschafft haben, u. a. das inzwischen dreibändige Werk *Volksbücher und Heftrömene*. Außerdem hat er seit 1987 als Lexikograf für mehrere Fachlexika des Corian-Verlags, Meitingen, Beiträge mit inzwischen mehr als 2300 Seiten Umfang verfasst. (S. 7, Vorwort von Dieter von Reeken)

Heinz J. Galle, geboren 1936, vor bald neunzig Jahren, ist einer der ältesten deutschen Fans; er hat die Entstehung und die Blüte des hiesigen Fandoms von Anfang an miterlebt und dabei mitgewirkt. In den letzten Jahrzehnten ist er vor allem durch eine Fülle von Sachbüchern über Volksliteratur und Heftrömene hervorgetreten, zuerst im EDFC und danach im Verlag Dieter von Reeken.

Galles hier vorliegende Autobiographie ist daher nicht nur die Geschichte seines eigenen Lebens, das bedingt durch seine Kindheit im Dritten Reich und im Zweiten Weltkrieg ein interessantes historisches Dokument darstellt, sondern auch die Ge-

schichte des deutschen Fandoms und der deutschen Unterhaltungsliteratur, mit besonderem Schwerpunkt auf der Abenteuerliteratur und der Science Fiction. Sie ist annähernd das deutsche Gegenstück zu Harry Warner Jrs. zweibändigen Werk *All Our Yesterdays* (1969) und *A Wealth of Fable* (1977) über das amerikanische Fandom der vierziger und fünfziger Jahre.

Wie jeder Band aus Heinz J. Galles Feder ist auch dieser reichhaltig bebildert mit Fotos aus dem schier unendlichen Archiv des Autors.



Rex Stout

Der Schein trügt

G

Goldmann
Taschen
KRIMI

»Rex Stout ist von allen Kriminal-
schriftstellern der lebendigste.«

New York Times

***Stout, Rex: Schein trügt**

Rex Stout [Rex Todhunter Stout, 1886–1975]

Nero Wolfe 29: Der Schein trügt

(If Death Ever Slept, 1957)

Goldmann 03 300 (TB 152 S./DM 2,50)

München 1970

Aus dem Amerikanischen von Renate Steinbach

Genre: Krimi

Jarrell öffnete den Mund, klappte ihn wieder zu, überlegte, kam zu einem Entschluß und sprach: „Ich möchte, daß Sie eine Schlange aus meinem Hause entfernen. Aus meiner Familie.“ Er ballte die Hände. „Ich meine damit meine Schwiegertochter ... die Frau meines Sohnes. Die Sache muß aber absolut unter uns bleiben. Ich wünsche, daß Sie Beweise für Dinge finden, die sie wirklich getan hat; Sachen, über die ich verdammt genau Bescheid weiß. Hab' ich erst mal die Beweise in Händen, dann fliegt sie in hohem Bogen aus meinem Haus!“ Er fuchtelte mit den Händen in

der Luft herum. „Sie beschaffen das Beweismaterial, und ich Sorge dafür, daß es zweckmäßig verwendet wird. Mein Herr Sohn wird sich dann von ihr scheiden lassen müssen. Es wird ihm gar nichts anderes übrigbleiben. Alles, was ich brauche, ist...“ (S. 8)

Jarrell opened his mouth, closed it, made a decision, and spoke. „I want you to get a snake out of my house. Out of my family.” He made fists. „My daughter-in-law. My son’s wife. It must be absolutely confidential. I want you to get evidence of things she has done, things I know damn well she has done, and she will have to go!” He defisted to gesture. „You get the proof and I’ll know what to do with it! My son will divorce her. He’ll have to. All I need—”

Archie Goodwin, die rechte Hand des unförmig dicken Privatdetektivs Nero Wolfe, erzählt von seinem neuesten Abenteuer. Eines Tages schneit der exzentrische Millionär Otis Jarrell herein und erteilt Wolfe den Auftrag, Susan, die Frau seines Sohnes

Wyman, zu beseitigen – natürlich nicht zu ermorden, sondern einfach nur dafür zu sorgen, dass sie auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Der Grund ist, dass Jarrell glaubt, Susan würde mit seinem ärgsten Konkurrenten gemeinsame Sache machen und ihn damit um die lukrativsten Projekte bringen. Das Problem bei der Sache ist, dass sein Sohn fest zu seiner Frau hält und sich heftigst der Scheidung widersetzt.

Wolfe lässt sich trotz unguter Ahnungen aufgrund des hohen Vorschusses auf die Sache ein, und so kommt es, dass Archie Goodwin unter dem Namen Alan Green von Jarrell als Sekretär in Dienst genommen wird, um in aller Ruhe nicht nur Susan, sondern die gesamte Familie ausspionieren zu können.

Als erstes fertigt sich Archie eine Liste der Personen an, die er observieren muss.

Mrs. Otis Jarrell (Trella),
Lois Jarrell, Tochter aus erster Ehe
Wyman Jarrell, Sohn aus erster Ehe,
Mrs. Wyman Jarrell (Susan),
Roger Foote, Trellas Bruder,
Nora Kent, Stenotypistin,

James L. Eber, ehemaliger Sekretär,
Corey Brigham, Freund der Familie,
der Jarrell das Geschäft vor der Nase
wegschnappte. (S. 16)

Mrs. Otis Jarrell (Trella)
Lois Jarrell, daughter by first wife
Wyman Jarrell, son by ditto
Mrs. Wyman Jarrell (Susan)
Roger Foote, Trella's brother
Nora Kent, stenographer
James L. Eber, ex-secretary
Corey Brigham, friend of family who
queered deal

Hier stellt Trella, Jarrells zweite Frau, den
neuen Angestellten vor.

Sie wandte sich um und rief in sin-
gendem Tonfall: „Susan! Komm her!“

Ihrer Aufforderung wurde unverzüg-
lich Folge geleistet. Die Männer traten
beiseite, und Susan kam zu uns herüber.
„Ja, Trella?“

„Ich möchte dich mit Mr. Green be-
kannt machen. Er hat Jims Posten über-
nommen. Er kennt uns bereits alle, nur

dich noch nicht, und das schien mir nicht ganz fair.“

Ich ergriff die Hand, die mir entgegengestreckt wurde, und spürte ihre Festigkeit und Wärme, jedoch nur für den Bruchteil einer Sekunde; dann entglitt sie mir wieder. Ihr Gesicht hatte von fern etwas Verwishtes. Aber auch aus der Nähe fiel mir kein charakteristischer, individueller Zug in ihrem kleinen ovalen Gesicht auf.

„Willkommen in unserem Adlerhorst, Mr. Green“, sagte sie. Ihre Stimme klang leise und scheu oder spröde, vielleicht auch zurückhaltend; wie man ihre Stimme bewertete, hing natürlich davon ab, welchen Standpunkt man ihr gegenüber bezog. (S. 26)

She turned and sang out, „Susan! Come here.“

She was obeyed instantly. The circle opened to make room, and Susan crossed to us. „Yes, Trella?“

„I want to present Mr. Green. Alan. He has taken Jim's place. He has met eve-

ryone but you, and that didn't seem fair."

I took the offered hand and felt it warm and firm for the fifth of a second she let me have it. Her face *had* blurred at a distance. Even close up none of her features took your eye; you only saw the whole, the little oval face.

„Welcome to our aerie, Mr. Green," she said. Her voice was low, and was shy or coy or wary or demure, depending on your attitude. I had no attitude, and didn't intend to have one until I could give reasons. All I would have conceded on the spot was that she didn't hiss like a cobra or rattle like a rattler.

Noch während Archie damit beschäftigt ist, die seelischen Tiefen der observierten Personen zu ergründen, kommt es zu einem Mord, fatalerweise allem Anschein nach mit dem auf mysteriöse Weise verschwundenen Revolver Jarrells. Und als ob dies nicht genügen würde, wird bald darauf ein Zweiter erschossen, mutmaßlich mit derselben Waffe. Das wiederum ruft den missgünsti-

gen Inspektor Cramer auf den Plan, der nur zu gerne die Detektei Wolfe mit dem Vorwurf der Zurückhaltung von Beweismitteln vernichten würde.

Der Schein trügt ist ein solider Kriminalroman mit einem glaubhaften Ende. Wodurch er sich auszeichnet, ist die Beschreibung der seltsamen Hausgemeinschaft, in die der Icherzähler gerät: Jede Figur hat ihre auffallenden Eigenheiten, und Archie ist mehr als beschäftigt damit, diese zu ergründen und nach Motiven zu suchen, die nicht nur die Morde erklären, sondern auch Hinweise liefern, ob nun die Abneigung des Hausherrn gegen seine Schwiegertochter berechtigt ist oder ob dieser an einer Art Verfolgungswahn leidet.



**Ludolf Silvanus [Ludolf Peter Stuiber,
1861–1939]**

***Sagen aus dem Bayerischen Wald & dem
Böhmerwald. Bearbeitet von Erika***

Eichenseer

SüdOst (HC 200 S./€ 19,90)

Regenstauf 2025

Genre: Phantastik

Fast jede deutsche Landschaft von Ruf besitzt als einen besonderen literarischen Schatz ein ihr eigenes Sagenbuch. Auch von den Sagen des Bayerisch-Böhmischen Waldes wurden viele veröffentlicht, aber zerstreut und untergeordnet in Reiseführern und Zeitschriften oder gelegentlich als Aufputz in Erzählungen und Schilderungen. Freilich, ein paar Sammlungen sind ja erschienen – Büchlein für Kinder und zudem das eine mehr niederbayerisch, das andere oberpfälzisch und wieder ein anderes auf Deutschböhmen beschränkt. Daß dabei viel Schönes unerwähnt bleiben mußte, ist selbstverständlich. Es galt darum, endlich einmal eine vollständige Sammlung herzustellen, eine, die zugleich be-

rücksichtigt, daß der „Wald“ eine Gesamtheit bildet, wie in seiner Natur und im Charakter seiner Bewohner, so auch in seinen Sagen und Mären. In vorliegendem Buche sind nun zum ersten Male die schönsten und bedeutsamsten Sagen des ganzen Bayerisch-Böhmischen Waldgebirges vereinigt. Nicht alle, aber doch alles, was für jedermann interessant sein mag! Denn der Zweck des Buches ist zunächst, daß es dem Waldwanderer ein Reisebegleiter sei, damit er neben der Schönheit der Natur auch den Zauber genieße, den Sage und Mär oder auch Dichtung um Berge und Seen, Wald und Wildnis, und um so viele Stätten Gottes und der Menschen gewoben haben. (S. 10)

Ludolf Peter Stüber war Hauptschullehrer in Dachau und sammelte mit großem Eifer Sagen aus dem Waldgebirge, das von der Oberpfalz über Niederbayern bis nach Böhmen, das damals noch zu Österreich gehörte, reicht. 1909 erschien das Produkt seiner Forschungen unter dem Titel *Sagenkranz des Bayerisch-Böhmischen Waldes* im

Hugendubel-Verlag, wobei sich der Verfasser als „Ludolf Silvanus“ ausgab.

Stuiber hat die ihm zugetragenen Sagen in eigenem Stil nacherzählt, was er auch mit bekannten Werken wie dem *Nibelungenlied* und Erzählungen anderer Autoren machte.

Vor beinahe einem Jahrtausend war der fromme Pilgrim Bischof in Passau. Sage und Dichtung nennen ihn den Oheim der drei Burgunderkönige (Gernot, Giselher und Günther) am fernen Rhein, die uns aus dem deutschen Hochgesang, dem Nibelungenlied, wohl bekannt sind. Oder wissen die Wäldler nichts davon, obwohl das hohe Lied im Walde klingt, ja im Wald entstand!?

Drei Brüder waren die Könige am Rhein, zu deren Hof der Königssohn Siegfried von Xanten auf Besuch kam. Er hatte die Nibelungenzwerge überwunden und ihren Goldschatz damit gewonnen. Jetzt war er Gast der Könige am Rhein und haifeinem von ihnen, Günther, die übermenschlich starke und unantastbare Jungfrau Brunhilde auf Is-

land zur Hochzeit mit diesem zu zwingen. (S. 46, „Bischof Pilgrim und die Nibelungen“)

Die Sagensammlung gliedert sich in die Abteilungen „Von den Grenzbergen und den Waldseen“; „Sagen vom Lusen“; „Aus dem Niederbayerischen Wald“; „Aus dem Oberpfälzer Wald und dem Winkel“; „Vom Ostabhang des Böhmerwaldes“. Auch die Stadt Passau ist mit mehreren Sagen vertreten, darunter der bereits erwähnten Nacherzählung der *Nibelungensage*.

Erika Eichenseer, Jahrgang 1934, hat Stuibers Werk überarbeitet, um sie nach ihren Worten den heutigen Menschen wieder zugänglich zu machen. Maria Stuiber, Ururgroßnichte des Autors, hat speziell für diese Ausgabe eine Biographie Stuibers eruiert.



Faye Kellerman

Peter Decker 8: Doch jeder tötet, was er liebt

(Justice, 1995)

btb 72 462 (TB 512 S./DM 20,00)

München 2000, 2. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Annette Meyer-Prien

Genre: Krimi

Er sah seine Frau an. „Ist die Letzte verletzt worden? Natürlich wurde sie verletzt. Ich meine, wurde sie geschlagen oder so?“

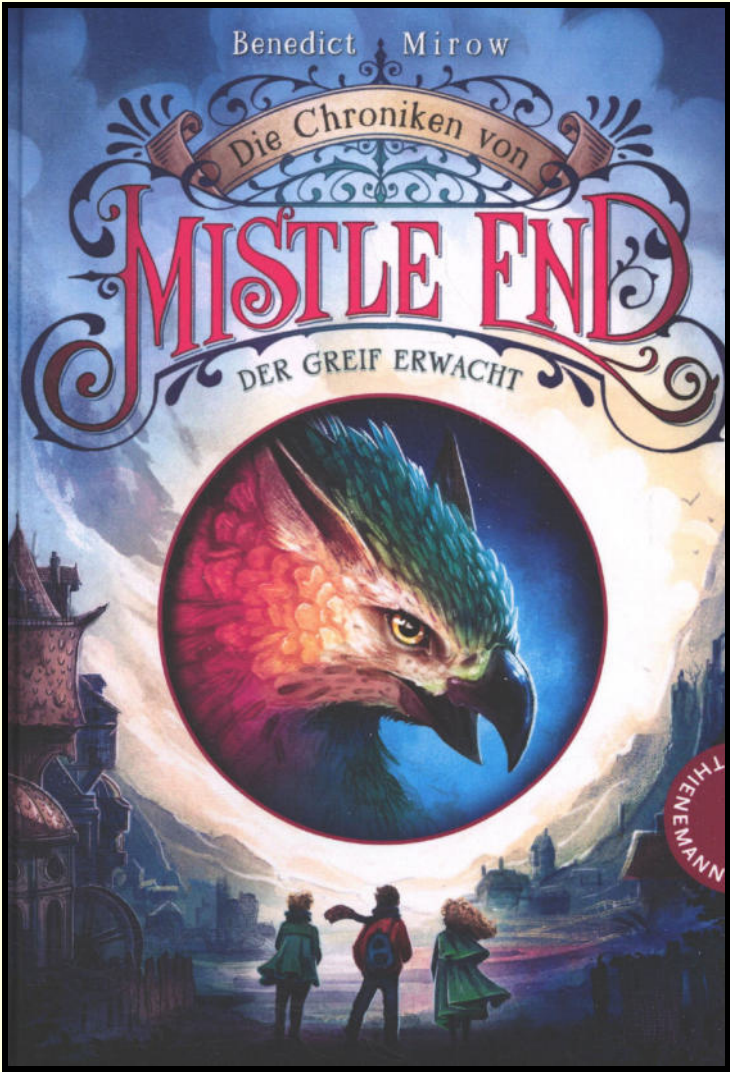
„Nein. Derselbe MO.“

Der Modus Operandi. Der Mistkerl schlich sich an die Mädchen heran, brachte sie von hinten zu Fall, stülpte ihnen eine große Papiertüte über den Kopf und vergewaltigte sie von hinten. Die Opfer hatten die Vergewaltigung als brutal und schmerzhaft, aber gnädig kurz beschrieben. Das Monster war auf ihnen, bevor sie papp sagen konnten. Und er schien ebenso schnell wieder im Dunst zu verschwinden. (S. 12f)

Das kalifornische Ehepaar Peter und Rina Decker hat eine komplizierte Patchwork-Familie angesammelt: Peter besitzt eine Tochter namens Cindy, die die Columbia-Universität in New York besucht; Rina hat die Söhne Sammy, fünfzehn, und Jake, dreizehn, mitgebracht; und zusammen haben das Kleinkind Hannah.

Peter und Rina sorgen sich, weil in der Columbia-Universität ein bislang nicht gefasster Serienvergewaltiger umgeht. Die Ängste der Eltern nehmen allerdings noch zu, als an der Highschool der Söhne ein Mädchen ermordet wird. Die Nachforschungen Deckers kommen einem ungeheuerlichen Geheimnis auf die Spur.

Doch jeder tötet, was er liebt ist ein unterhaltsamer, wenn auch etwas langatmiger Krimi aus der Feder der beliebten Autorin Faye Kellerman.



Benedict Mirow

***Die Chroniken von Mistle End 1: Der Greif erwacht* (2020)**

Thienemann (HC 416 S./€ 17,00)

Stuttgart 2024, 12. Auflage

Genre: Phantastik

Aengus O'Connor war Ende dreißig und hatte wie Cedrik braune Haare und leuchtend grüne Augen, die allerdings in seinem Fall hinter dicken Brillengläsern seltsam klein wirkten. Er war ein typischer Bücherwurm. Eine durchaus hilfreiche Eigenschaft als Wissenschaftler, Historiker und angesehener Experte für die Mythologie Großbritanniens. Als solcher war er noch vor Kurzem im „Königlichen Museum für Fabelwesen“ in London angestellt gewesen.

Niemand hatte ahnen können, dass es nur wenige Tage nach Cedriks zwölftem Geburtstag schließen musste. Zu wenig Menschen interessierten sich noch für die alten Geschichten von Ungeheuern und magischen Kreaturen. Von einem Tag auf den anderen war Aengus arbeitslos. (S. 6f)

Aegus O'Connor ist ein etwas eigenbrötlicher Wissenschaftler mit Fachgebiet Fabelwesen sowie alleinerziehender Vater des zwölfjährigen Cedrik. Eine überraschende Arbeitslosigkeit zwingt ihn, sich eine Stelle als Lehrer in Mistle End zu suchen und mit dem Sohn umzuziehen.

Mit dem Zug fahren die Beiden von London aus in die tiefen Wälder der schottischen Highlands, wo sie an ihrem Bestimmungsort von einer gewissen Esmeralda Golden abgeholt werden.

Schon in der ersten Nacht hat Cedrik die merkwürdigste Erscheinung.

Der Schnee glitzerte im Mondlicht, und was er dort, auf dem First ihres Daches, sehen konnte, verschlug ihm fast den Atem: Ein Wesen, halb Löwe, halb Adler, stand dort, wo die Dorfmauer begann, mit ausgebreiteten Schwingen und dicken Pranken im Schnee. Langsam zuckte sein Schwanz, seine Flügel mussten eine Spannweite von mehreren Metern haben – das ganze Tier war riesig und befand sich nur wenige Schritte von ihm entfernt. Es war weiß, kom-

plett weiß. Weiße Federn, weißes Fell. Nur sein Schnabel hatte eine dunkelgoldene Farbe und war geschwungen wie ein Säbel. Rasiermesserscharf und garantiert tödlich. (S. 42)

Das Tier, das hier auf Cedrik wartet, ist allem Anschein nach ein Greif und dürfte eigentlich nicht existieren. Noch überraschender ist, dass der Greif zu Cedrik in seinem Kopf spricht und behauptet, von ihm gerufen worden zu sein.

Die Stimme war in ihm. Wütend presste er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor: „Wenn du selbst keine Ahnung hast, woher soll ich es dann wissen?!“

Das Ungeheuer ließ nicht locker. „Weil du es wissen musst! Drei Tage, dann musst du mir meine Fragen beantworten!“

Cedrik war gleichermaßen verzweifelt wie empört. Er hatte das Ungeheuer nicht gerufen. Was sollte das alles!? „Ich weiß doch nicht einmal, um was es hier geht! Was, wenn ich das Falsche

sage?“ Ihn packte eine ungeheure Wut. „Woher weißt du überhaupt, was die richtige Antwort ist, wenn du selbst keine Ahnung hast?“

„Wenn du versagst,“, brüllte das Ungeheuer, „bist du mein Feind!“ (S. 46f)

Der konsternierte Cedrik muss erfahren, dass er eine Aufgabe zu erfüllen hat und zum erklärten Feind des Greifen wird, sollte er versagen – dabei hat er nicht die geringste Ahnung, was von ihm überhaupt verlangt wird.

Dass es in Mistle End nicht mit rechten Dingen zugeht, wird ihm allerdings spätestens dann klar, als sich der nicht gerade sympathische Junge Duncan in einen Werwolf verwandelt und Cedrik zusetzt. Glücklicherweise wird er von den Sprösslingen Esmeralda Goldens gerettet, wobei sich die eine, Emily, als Katzen-Gestaltwandlerin, und der andere, Elliot, als angehender Hexenmeister entpuppt.

Benedict Mirow glänzt in *Der Greif erwacht* mit einer Vielzahl von phantastischen Einfällen und verblüffenden Überraschungen. Welch großen Eindruck der Ro-

man bei den Lesern gemacht hat, sieht man daran, dass er in nur vier Jahren volle zwölf Auflagen erlebt hat.

Erle Stanley Gardner

Drei außergewöhnliche

Fälle von

PERRY MASON

P.M. und der Engel mit Krallen

P.M. und der grinsende Gorilla

P.M. und die sterbenden Fische



Ullstein Krimi Klassiker

***Gardner, Erle S.: Drei
außergewöhnliche Fälle von Perry
Mason**

Erle Stanley Gardner [1889–1970]
*Drei außergewöhnliche Fälle von Perry
Mason. P.M. und der Engel mit Krallen;
P.M. und der grinsende Gorilla; P.M. und
die sterbenden Fische*

Ullstein 10 066

(TB 144 + 158 + 158 S./DM 5,00)

Frankfurt/M Berlin Wien 1980

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

Perry Mason ist der berühmteste Anwalt der Welt. Hier ist sein allererster Fall, mit dem seine triumphale Karriere begann:

P. M. und der Engel mit Krallen

Der Anwalt steht unter Mordverdacht... beschuldigt von seiner eigenen Mandantin! Auf der Liste der hundert besten Krimis des Reclams Kriminalromanführers

Aber auch die beiden anderen Fälle sind biestige Knüller:

P. M. und der grinsende Gorilla

Ein Mordfall wie aus einem Horrorfilm. In den Hauptrollen: drei Killer – zwei Gangster und ein blutgieriger Gorilla.

P. M. und die sterbenden Fische

Aquarien mit Fischen wirken so beruhigend – manch einer schließt dabei die Augen für immer... (Backcover)

Erle Stanley Gardner

Drei außergewöhnliche

Fälle von

PERRY MASON

P.M. und der Engel mit Krallen

P.M. und der grinsende Gorilla

P.M. und die sterbenden Fische



Ullstein Krimi Klassiker

*Gardner, Erle S.: Perry Mason und der Engel mit Krallen

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Perry Mason 1: Perry Mason und der Engel mit Krallen

(The Case of the Velvet Claws, 1933)

Ullstein 10 066 (TB 144 S./DM 5,00)

Frankfurt/M Berlin Wien 1980

Aus dem Amerikanischen von Irmgard Kühne

Genre: Krimi

„Haben Sie in der Zeitung von dem Überfall in der Beechwood Tavern gestern abend gelesen? Es waren einige Gäste dort, im Hauptrestaurant und einige in Privatzimmern. Ein Mann versuchte, die Gäste auszurauben, und jemand erschoss ihn.“

Perry Mason nickte wiederum. „Ich habe es gelesen.“

„Ich war dort.“

Er zuckte die Achseln.

Sie rutschte unruhig in ihrem Stuhl hin und her, schließlich sagte sie:

„Wenn Sie mich vertreten werden, sollte ich Ihnen wohl die Wahrheit sagen.“

„Unbedingt“, meinte Mason zufrieden.

„Wir versuchten hinauszukommen, aber es ging nicht. Alle Eingänge wurden bewacht. Anscheinend hatte jemand noch vor der Schießerei die Polizei angerufen, als die Banditen hereinkamen. Bevor wir hinaus konnten, war ringsherum abgesperrt.“

„Wer ist ‚wir‘?“ fragte er. Sie starrte auf ihre Schuhspitzen und murmelte schließlich:

„Harrison Burke.“

„Sie meinen Harrison Burke, den Kandidaten für ...“

„Ja“, unterbrach sie ihn hastig, als wolle sie verhindern, daß er irgend etwas über Harrison Burke sagte. (S. 7)

„You read in the paper about the hold-up at the Beechwood Inn last night? There were some guests, you know, in the main dining room, and some in the private dining rooms. A man tried to hold up the guests, and somebody shot him.“

Perry Mason nodded. „I read about it,” he said.

„I was there.”

He shrugged his shoulders. „Know anything about who did the shooting?”

She lowered her eyes for a moment, and then raised them to his. „No,” she said.

He looked at her, narrowed his eyes and scowled.

She met the stare for a second or two, then lowered her eyes.

Perry Mason continued to wait as though she had not answered his question.

After a moment she raised her eyes once more, and fidgeted uneasily in the chair. „Well,” she said, „if you’re going to be my attorney, I should tell you the truth. Yes.”

Mason’s nod seemed more of satisfaction than affirmation.

„Go on,” he told her.

„We tried to get out, and couldn’t. The entrances were all watched. It seems somebody had put through a call to the police department before the shooting,

just when the hold-up started. Before we could get out, the police had the place sewed up.”

„Who is ‘we’?” he asked.

She studied the tip of her shoe, then said in a mumbled voice: „Harrison Burke.”

Perry Mason said, slowly: „You mean Harrison Burke, the one who’s candidate for ...”

„Yes,” she snapped, as though she would interrupt him before he could say anything concerning Harrison Burke.

Perry Mason ist Strafverteidiger in Los Angeles und bedient sich für seine Recherchen gern der Dienste des Detektivbüros Paul Drake.

Heute kommt eine Klientin namens Eva Griffin zu ihm, die behauptet, mit Harrison Burke, einem bekannten Kandidaten für ein hohes politisches Amt, in einem Restaurant gewesen zu sein, während dort ein Überfall mit tödlichem Ausgang stattfand. Um kein Aufsehen zu erregen und seiner Karriere nicht zu schaden, habe sich Burke mit Eva

mit Einwilligung der Polizei zum Hinterausgang hinausgeschlichen.

„Kennen Sie Frank Locke?“ Sie stieß den Namen zwischen den Zähnen hervor, als falle es ihr schwer, ihn auszusprechen.

„Sie meinen den Herausgeber von *Spicy Bits*?“

Sie preßte die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen und nickte schweigend.

„Was ist mit ihm?“ fragte Mason.

„Er weiß davon.“

„Wird er es veröffentlichen?“

Sie nickte.

Perry Mason spielte mit einem Briefbeschwerer. „Sie könnten sich loskaufen“, sagte er.

„Nein“, erwiderte sie, „ich nicht. Sie müssen es tun.“ (S. 8)

„Do you know Frank Locke?“

He nodded his head. „You mean the one that edits *Spicy Bits*?“

She clamped her lips together in a firm line, and nodded her head in silent assent.

„What about him?“ asked Perry Mason.

„He knows about it,“ she said.

„Going to publish it?“ he asked.

She nodded.

Perry Mason fingered a paper weight on his desk. His hand was well formed, long and tapering, yet the fingers seemed filled with competent strength. It seemed the hand could have a grip of crushing force should the occasion require.

„You can buy him off,“ he said.

„No,“ she said, „I can't. You've got to.“

Evas Problem ist, dass sie und Burke von einem Reporter des Blattes „Spicy Bits“ beobachtet wurde. Dessen Inhaber, ein Frank Locke, verdient sich sein Geld damit, Prominente zu erpressen, indem er mit der Veröffentlichung von brisantem Material droht; die Opfer können sich quasi legal freikaufen, indem sie die Stornogebühren für eine nichtgeschaltete Werbung in sei-

nem Blatt bezahlen. Um Burke nicht ins Licht der Öffentlichkeit zu drängen, soll Mason die Verhandlungen um die Ablöse und die Bezahlung des Erpressers übernehmen.

Della Street, Masons besorgte Sekretärin, rät ihren Chef dringend davor ab, Eva zu vertreten, aber Mason kann die von seiner Klientin angebotene hohe Summe nicht ausschlagen. Weil er aber ebenso wie Della diese Eva für eine ausgemachte Lügnerin hält, lässt er sie von Drake beschatten und bekommt auf diese Weise heraus, dass Frank Locke nur ein Strohmann für den skrupellosen Geschäftsmann George C. Belter ist. Mason sucht Belter auf, und weil Mason fest entschlossen ist, diesen abscheulichen Menschen keinen einzigen Dollar zu bezahlen, werfen sich beide gegenseitig die fürchterlichsten Drohungen an den Kopf, was sie jeweils tun würden, sollte die andere Seite nicht nachgeben. Belter mitsamt Butler wollen Mason aus dem Haus werfen, der sich allerdings freiwillig auf den Heimweg macht, wobei ihm eine Frau begegnet.

Er schritt gemächlich die Treppe hinunter, wußte aber, daß beide Männer ihm auf dem Fuß folgten. Als er den unteren Flur erreichte, glitt eine Frau aus der Ecke neben der Tür.

„Ich störe dich hoffentlich nicht, George“, sagte sie, „aber ...“ Ihre Augen trafen auf Perry Mason.

Sie war die Frau, die Mason in seinem Büro besucht und sich dort Eva Griffin genannt hatte.

Ihr Gesicht verlor die Farbe, die blauen Augen wurden vor Furcht ganz dunkel. Dann nahm sie sich zusammen und riß die Augen zu dem unschuldsvollen Babyblick auf, den sie in Masons

Büro praktiziert hatte.

Masons Gesicht zeigte keine Reaktion. Er blickte sie heiter und gelassen an.

„Was ist los?“ fragte Belter.

„Nichts“, sagte sie, und ihre Stimme klang dünn und furchtsam. „Ich wußte nicht, daß du Besuch hast. Tut mir leid, daß ich gestört habe.“

„Du brauchst keine Rücksicht auf ihn zu nehmen“, sagte Belter, „er ist nur ein Winkeladvokat, der unter falschem

Vorwand hereingekommen ist und jetzt schleunigst verschwindet.“

He walked down the stairs, conscious of the fact that the other two men were descending immediately behind him. As he reached the lower hallway, a woman glided out from a corner near the door.

„I hope I didn't interrupt you, George,” she said, „but ...”

Her eyes met those of Perry Mason.

She was the woman who had called on Mason at his office, and given the name of Eva Griffin.

Her face drained of color. The blue eyes became dark with sudden panic. Then, by an effort, she controlled the expression of her face, and the blue eyes enlarged to that wide-eyed stare of baby innocence which she had practiced when she had been in the office with Mason.

Mason's face showed nothing whatever. He stared at the woman with eyes that were perfectly calm and serene.

„Well?” asked Belter. „What's the matter?”

„Nothing,” she said, and her voice sounded thin and frightened. „I just didn’t know you were busy. I’m sorry I disturbed you.”

Belter said, „Don’t mind him. He’s just a shyster who got in under false pretenses—and is leaving in a hurry.”

Mason muss den durchaus kräftigen Butler überwältigen, um ungeschoren das Haus wieder verlassen zu können.

Die vermeintliche Eva Griffin hat sich als Ehefrau von George C. Belter entpuppt, die sich allerdings, wie Mason später erfährt, von ihrem Mann scheiden lassen will, um Burke heiraten zu können; jedoch will sie, um keine finanziellen Nachteile zu erleiden, auf keinen Fall der schuldige Teil des Ehepaares werden.

Mitten in der nächsten Nacht erreicht Mason ein panischer Anruf von Eva.

Eva stand im Mantel, ohne Hut und mit klatschnassen Haaren vor einem Drugstore. Ihre Augen waren weit aufgerissen und voller Schrecken.

Perry Mason hielt an und öffnete die Tür für sie. „Ich dachte, Sie würden nie herkommen“, sagte sie, als sie einstieg. Sie trug ein Abendkleid, Seidenschuhe und einen Männermantel und war so durchweicht, daß das Wasser von ihr auf den Boden des Wagens tropfte.

„Was ist los?“ fragte Mason.

„Fahren Sie schnell hinauf zum Haus.“

„Was ist los?“ wiederholte Mason.

„Mein Mann ist ermordet worden“, wimmerte sie.

Mason knipste das Innenlicht des Wagens an.

„Nicht doch“, sagte sie.

Er sah ihr ins Gesicht. „Erzählen Sie“, sagte er ruhig.

„Wollen Sie endlich starten!“

„Nicht, bevor ich die Tatsachen weiß“, sagte er ruhig.

„Wir müssen hin, bevor die Polizei kommt.“

„Warum?“

„Weil wir müssen.“

Mason schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er, „wir sprechen erst mit der Po-

lizei, wenn ich genau weiß, was passiert ist.“

„Oh“, stöhnte sie, „es war fürchterlich!“

„Wer hat ihn umgebracht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was wissen Sie denn?“ (S. 43)

He saw her standing in front of a drug store. She had on a coat and no hat, and was heedless of the rain, which had soaked her hair thoroughly. Her eyes were wide and scared.

Perry Mason swung into the curb and brought the car to a stop.

„I thought you'd never get here,“ she said, as he opened the door for her.

She climbed in, and Perry saw that she wore an evening gown, satin shoes, and a man's coat. She was soaking wet and water trickled down to the floorboards of the car.

„What's the trouble?“ Perry Mason asked.

She stared at him with her white, wet face, and said, „Drive out to the house, quick!“

„What’s the trouble?” he repeated.

„My husband’s been murdered,” she wailed.

Mason snapped on the dome light in the car.

„Don’t do that!” she said.

He looked at her face. „Tell me about it,” he said, calmly.

„Will you get this car started?”

„Not until I know the facts,” he replied, almost casually.

„We’ve got to get there before the police do.”

„Why have we?”

„Because we’ve got to.”

Mason shook his head. „No,” he said, „we’re not going to talk to the police until I know exactly what happened.”

„Oh,” she said, „it was terrible!”

„Who killed him?”

„I don’t know.”

„Well, what do you know?”

George C. Belter ist erschossen worden. Eva behauptet seine Leiche gefunden zu haben und vermutet, dass ein von Belter Erpresser der Täter sein müsse, und sie gesteht

Mason, dass sie eine Unterhaltung zwischen Belter und einem Mörder gehört habe – und die Stimme des Zweiten sei eindeutig die von Mason gewesen. Sie würde ihn jedoch niemals an die Polizei verraten, das schwört auf alles, was ihr heilig ist.

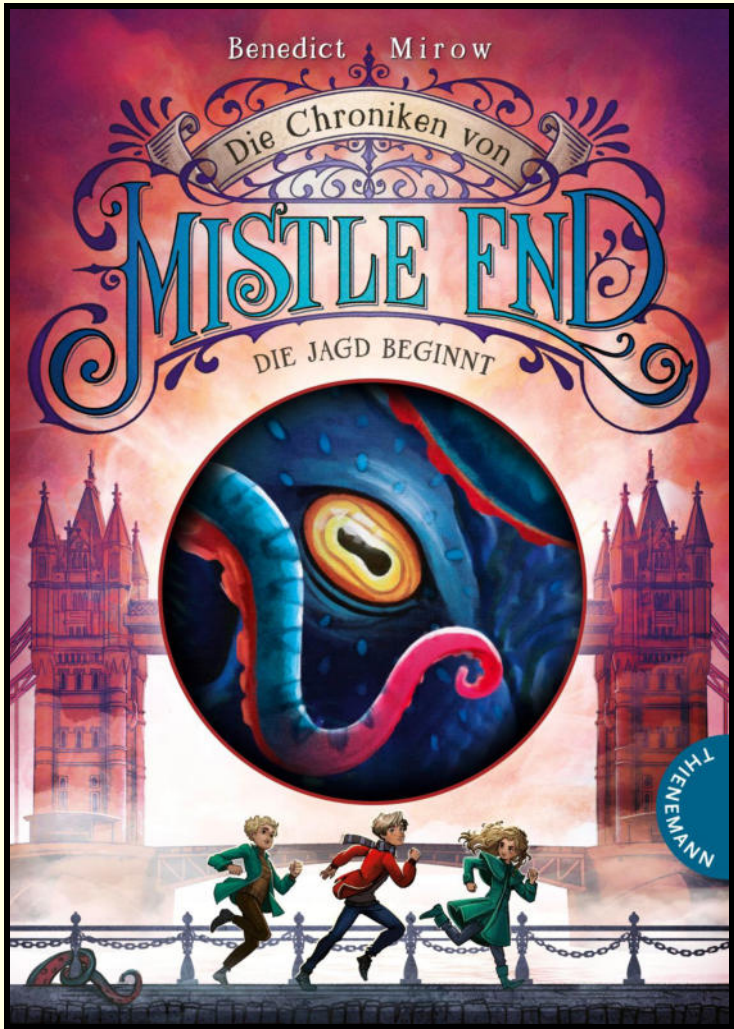
Eva berichtet weiter, dass im Haus außer ihr und ihrem Gatten noch der Butler Digley, Belters Neffe Carl Griffin sowie die Wirtschaftlerin Mrs. Veitch und deren Tochter Norma leben.

Mason hat keine andere Wahl, als die Polizei zu verständigen, und es erscheint der Leiter der Mordkommission, Bill Hoffman, ein Mason durchaus wohlgesonnener Beamter.

Perry Mason und der Engel mit Krallen ist der allererste von insgesamt fünfundachtzig Romanen um den berühmten Strafverteidiger. Mason ist hier noch jung und ungestüm: Er wird, wenn es sein muss, ohne weitere Umstände handgreiflich, und schreckt selbst vor den übelsten Tricks nicht zurück, wenn es darum geht, die Polizei zu täuschen und Honorare zu kassieren. Es ist kein Wunder, dass er als skrupelloser Winkeladvokat gilt, wenn auch als ein

durchaus erfolgreicher. Von dem seriösen älteren Mason trennen ihn hier noch Welten.

Perry Mason und der Engel mit den Krallen ist zwar der erste Roman um unseren Helden, aber beleibe nicht sein erster Fall, wie Äußerungen von Della Street verraten. Die Handlung ist bereits so komplex und verwirrend, wie man es aus den späteren Romanen kennt; es fehlt allerdings noch ein Auftritt vor Gericht. Gerade weil Masons Klientin Eva eine notorische Lügnerin ist, die es keinen einzigen Augenblick fertig bringt, die volle Wahrheit zu sagen, ist Masons Ermittlungsarbeit besonders schwierig und dramatisch. Die Auflösung wirkt zwar ein wenig an den Haaren herbeigezogen, aber anders ließen sich die von Gardner im Lauf des Romans konstruierten Verwicklungen wohl auch nicht mehr lösen.



Benedict Mirow

***Die Chroniken von Mistle End 2: Die Jagd beginnt* (2021)**

Thienemann (HC 412 S./€ 17,00)

Stuttgart 2024, 6. Auflage

Genre: Phantastik

„Was hast du, Emily? Alles okay?“, fragte Cedrik verwundert.

Aber bevor Emily antworten konnte, ohne Vorwarnung, begann der Crannog seinen Angriff: Mit einer weit ausholenden Bewegung packte er einen der Deimoni aus der Luft und schmiss ihn in einem hohen Bogen über die Menge. Jedoch nicht auf das vorbereitete Winterfeuer, wie Cedrik erschrocken feststellte, sondern geradewegs auf eines der umstehenden Häuser. Wie ein Komet mit einem mächtigen Feuerschweif flog der Kobold über den Marktplatz und landete unter wütendem Geheul in einer wahren Funkenexplosion auf dem Dach. Dann warf der Crannog den nächsten. Es ging einfach so weiter, ein kreischender Deimoni nach dem anderen zischte durch die Luft. Ehe das völ-

lig verduzte Publikum reagieren konnte, hatte der Crannog all die kleinen Feurdämonen über die Menge hinweg auf die Häuser geworfen. (S. 24)

Cedric O'Connor ist zusammen mit seinem Vater Aengus in das abgelegene schottische Dorf Mistle End gezogen, wo es von magischen Kreaturen nur so wimmelt.

Zusammen mit seinen Freunden Emily und Elliot besucht er den phantastischen Jahrmarkt „Tag der alten Hexe“, auf dem es die unglaublichsten Vorführungen gibt. In einer davon beschwört Basil, der König der Gaukler, den Wassermann Crannog, der mit Feuer-Deimoni spielt und dabei, offenbar sogar mit Absicht, das gesamte Dorf in Brand setzt. Die Einwohner scheinen wie verhext, denn sie betrachten das fatale Schauspiel nur, anstatt aktiv zu löschen. Emily und Elliot versuchen, das Feuer mit Magie zu bekämpfen, aber vergeblich.

Die letzte Hoffnung ruht auf Cedric, der sich nicht nur als Druide entpuppt hat, sondern sogar der Sohn einer Baumnymphe ist. Die Mutter wurde von ihrem eigenen Vater, dem Waldgott Cernunnos, in einen

Baum gebannt, weil sie sich mit einem Sterblichen, Cedrics Vater, eingelassen hat. Doch Cernunnos ist bereit, seinem Enkel zu helfen und gibt ihm den Rat, die alte Hexe Beira zu rufen, weil diese als einzige in der Lage ist, durch die Heraufbeschwörung von Schnee den Brand zu löschen.

Und das ist erst der Anfang des phantastischen Abenteuers, das die drei Freunde bis nach London, der Heimat der gefährlichen Vampire und des schrecklichen Kraken, führt.

Die Jagd beginnt zeichnet sich wie alle Romane von Benedict Mirow durch einen nicht enden wollen Strom phantastischer Einfälle aus, die den Leser von einer atemberaubenden Szene zur nächsten jagen.

Erle Stanley Gardner

Drei außergewöhnliche

Fälle von

PERRY MASON

P.M. und der Engel mit Krallen

P.M. und der grinsende Gorilla

P.M. und die sterbenden Fische



Ullstein Krimi Klassiker

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Perry Mason 40: Perry Mason und der grinsende Gorilla

(The Case of the Grinning Gorilla, 1952)

Ullstein 10 066 (TB 158 S./DM 5,00)

Frankfurt/M Berlin Wien 1980

Aus dem Amerikanischen von

Mechthild Sandberg

Genre: Krimi

„Erinnern Sie sich an Helen Cadmus?“

„Hm, dunkel“, erwiderte sie. „War das nicht die Frau, die auf einer Kreuzfahrt ins Wasser ging?“

„Stimmt. Sie befand sich an Bord der Jacht von Benjamin Addicks, dem Millionär. Sie war seine Sekretärin. Eines Tages verschwand sie und ward nicht mehr gesehen. Man nahm allgemein an, sie wäre über Bord gesprungen. Das Päckchen enthält – warten Sie, sehen wir einmal nach, was darauf steht.“ Mason drehte das Paket um. „Privateigentum – Nachlaß Helen Cadmus“, las er vor. „öffentliche Nachlaßverwaltung.“ (S. 6)

Der berühmte Strafverteidiger Perry Mason hat aus einer Laune heraus bei einer Versteigerung den Nachlass der mutmaßlich beim Sturz von einer Jacht verstorbenen Sekretärin Helen Cadmus erworben.

Masons Sekretärin Della Street liest aus einem der vier Tagebücher vor, die sich in dem Karton befunden haben.

„Ich weiß nicht, ob ich das noch länger mitansehen kann. Der arme Pete scheint zu merken, daß irgend etwas mit ihm geschieht, und will bei mir Schutz suchen. Bei den anderen ist es mir nicht so nahegegangen, doch um Pete mache ich mir richtig Sorgen. Wenn sie versuchen, Petes geistige Fähigkeiten zu ruinieren und seine Nerven kaputtzumachen, dann werde ich etwas unternehmen. Ich habe ein bißchen Geld gespart und will versuchen, Pete zu kaufen, wenn Mr. Addicks bereit ist, ihn herzugeben. Ich weiß, daß er ihn nicht verkaufen wird, wenn ihm der Verdacht kommt, ich könnte versuchen, Pete vor dem zu bewahren, was den anderen zu gestoßen ist. Ich weiß nicht, ob der

Tierschutzverein eingreifen wird, aber wenn ich Pete nicht kaufen kann, werde ich ganz bestimmt etwas unternehmen.“ (S. 7f)

Anscheinend hat Helens Chef, der exzentrische Millionär Benjamin Addicks, mit dem Tierschutzgesetz unvereinbare Versuche durchgeführt.

Dieser Unmensch wird Mason bald beschäftigen, denn der Anwalt erfährt von einem Rechtsstreit zwischen Addicks und seiner früheren Angestellten Josephine Kempton, die dieser des Diebstahls bezichtigt und bei ihren sämtlichen neuen Arbeitgebern verleumdet. Nun taucht bei Mason ein gewisser Nathan Fallon auf, der sich nicht nur als Beauftragter von Addicks, sondern auch als entfernter Verwandter von Helen ausgibt und deren Nachlass kaufen will.

Della Street warf Perry Mason einen fragenden Blick zu.

Der Anwalt schüttelte leicht den Kopf.

Fallon stand noch immer da, den Geldschein in der Hand, und blickte von

einem zum anderen. Sein Gesicht verriet sein Unverständnis darüber, daß sein Vorschlag zurückgewiesen wurde.

„Ich verstehe nicht“, sagte er. „Offenbar habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt.“

„Ich habe das Paket gekauft“, versetzte Mason. „Es enthält mehrere Tagebücher, ein Fotoalbum und einige andere persönliche Dinge. Das ist mir durchaus fünf Dollar wert.“

„Tagebücher, Mr. Mason?“

„Ganz recht.“ Der Anwalt blickte seinen Besucher unverwandt an. „Recht ausführliche Tagebücher.“

„Aber mein lieber Mr. Mason, diese persönlichen Aufzeichnungen können doch für Sie nicht von Interesse sein, und – verzeihen Sie diese Bemerkung – Sie wollen doch gewiß nicht im Privatleben eines toten Mädchens herum schnüffeln.“

„Warum nicht?“ meinte Mason.

„Warum nicht?“ echote Fallon schockiert. „Du meine Güte, Mr. Mason, Sie – Sie scherzen wohl?“

„Nein, ich scherze nicht“, entgegnete Mason. „Ich verdiene mir meinen Lebensunterhalt damit, daß ich über das Gesetz und über die menschliche Natur Bescheid weiß. Ich stehe vor Geschworenengerichten und nehme Zeugen ins Kreuzverhör. Ich muß über die menschliche Natur mehr wissen als der Durchschnitt.“ (S. 13)

Fallon bietet fünfhundert Dollar, tausend Dollar, und später noch wesentlich höhere Summen, aber Mason behält den Nachlass für sich.

Della Street schließt aus der Lektüre der Tagebücher, dass Helen mit Fallon nicht nur nicht verwandt war, sondern diesen Menschen sogar verabscheute.

„Und außerdem“, sagte sie, ohne auf Masons Frage einzugehen, „haßte sie Nathan Fallon.“

„Wer tut das nicht?“ meinte Mason.

„Nathan Fallon.“

Mason warf den Kopf zurück und lachte.

„Sie war sehr tierlieb“, fuhr Della fort, „und hatte besonders diesen Affen namens Pete ins Herz geschlossen. Sie war gegen die Experimente, die Addicks mit den Tieren unternahm.“

Masons Augen verengten sich. „Addicks experimentierte gemäß der modernen wissenschaftlichen Forschung. Er versuchte, die Tiere neurotisch zu machen. Außerdem hatte er seine eigenen Theorien über Hypnose. Er war offenbar der Meinung, kein Mensch könnte in so tiefe hypnotische Trance versetzt werden, daß er eine Tat beging, die seine Moralbegriffe verletzte. Doch den Gorillas, meinte er, die dem Menschen eng verwandt sind, könnte mit Hilfe von Hypnose beigebracht werden, Menschen zu töten. Ich weiß allerdings nicht, was Addicks damit zu beweisen hoffte. Vielleicht hängt das alles mit einem Erlebnis in seiner Vergangenheit zusammen. Es ist möglich, daß er einmal in ernststen Schwierigkeiten steckte, vielleicht ein Verbrechen verübte und nun der Meinung ist, daß er Zur Zeit des Verbrechens unter dem hypnoti-

schen Einfluß eines anderen Menschen stand.“

„Nicht gerade ein erfreuliches Arbeitsklima für eine Sekretärin“, bemerkte Della Street. „Addicks mag ein reicher Mann sein, doch das gibt ihm noch lange keinen Freibrief dafür, Tiere zu quälen.“ (S. 28f)

Weiterhin empört sich Helen in den Tagebüchern darüber, dass Addicks mit Gorillas unmenschliche Experimente anstellte.

Doch es bleibt nicht bei bloßer Tierquälerei, sondern es kommt zu Mord und Totschlag, ein Verbrechen, in das nicht nur Masons Klientin Josephine, sondern auch der Anwalt selbst mit hineingezogen wird.

Perry Mason und der grinsende Gorilla ist ebenso spannend, unterhaltsam und rätselhaft gestaltet wie alle Romane von Erle Stanley Gardner. Im vorliegenden Fall ist allerdings nicht nur die Figur des Millionärs Addicks völlig unglaubwürdig aufgebaut, sondern der Schluss ist in geradezu grotesker Weise unwahrscheinlich – Gardner muss bei der Abfassung dieses Romans ei-

nen besonders schlechten Tag gehabt haben.

Kurt Münzer

PHANTOME



Dornbrunnen Taschenschmöker

*Münzer, Kurt: *Phantome*

Kurt Münzer [1979–1944]

Phantome. Sonderbare Geschichten

Edition Dornbrunnen (TB 148 S./€ 10,00)

Berlin 2026

Gesammelt und herausgegeben von

Lars Dangel

Genre: Phantastik

In diesem Augenblick trat ein alter Mann an ihn heran und bot ihm eine Wohnung im alten Palazzo Falier an; das ganze Haus stünde leer, und der Herr könne zwei schöne und große Säle mit den alten Tapeten und Möbeln erhalten. Er wäre der Verwalter und wohne querüber in der Gasse, auf die die Rückseite des Hauses blickte. (S. 30, „Der Kamin der Diana“)

Ein Musikfreund namens Gilbert reist nach Venedig, wo er von einem alten Mann eingeladen wird, in dem historischen Palazzo Falier zu nächtigen.

Der Goldoliere Adriano, ein Neffe des Alten, warnt Gilbert ausdrücklich, in den Palazzo zu ziehen.

Adriano stand neben Gilbert.

„Ziehen Sie nicht hinein“, sagte er schnell und leise. Er sprach mit dem schönen Fall der toskanischen Sprache.

„Es ist ein Spukhaus, Herr! Der alte Falier, der war der Letzte des Geschlechts, hatte eine einzige Tochter, Diana. Sie soll eine unwürdige Liebe zu einem Gehilfen des Giorgione gepflegt haben. Man glaubte, sie in einer Nacht überraschen zu können, und der Vater brach bei ihr ein. Aber niemand war außer ihr in dem Zimmer. Sie starb sechs Stunden später an der Pest.“ (S. 31)

Diana, die das einzige Kind des letzten Falier, soll im Palast an der Pest gestorben sein und seither dort spuken.

„Der alte Falier war von dem Sterbebett geflohen. Die Pestknechte kamen die Leiche holen. Sie verbrannten ihre Sachen, wie es Vorschrift war; da hörten

sie plötzlich eine Stimme, die nach der jungen Diana rief. Sie schien vom Himmel oder aus der Erde zu kommen; sie klang nicht menschlich. Die Männer liefen davon. Drei Tage wagte sich niemand in den Saal. Der alte Falier starb inzwischen an derselben Krankheit. Als man endlich die Tür öffnete, fand man etwas Furchtbares. Die Tote war aufgestanden und lag vor dem Kamin, wo man ihre Kleider verbrannt hatte. Ihre Hände waren verkohlt, als hätte sie die Flammen ersticken wollen. Ihr Gesicht war entstellt. Man begrub sie schnell. Es war im Oktober. Und bis heute hört man in drei Nächten des Monats die nichtmenschliche Stimme nach Diana rufen.“ (S. 32)

Gilbert lässt sich jedoch von dieser Geistergeschichte nicht abhalten, in den Palast zu ziehen, der nur von dem Alten bewohnt wird und wie aus einem anderen Jahrhundert wirkt.

Um Mitternacht hat Gilbert eine Erscheinung: Ein junger, halb durchsichtiger

Mann ruht in dem Lehnstuhl und erzählt ihm von seinem Leben.

„Weißt du nicht“, sagte Gilbert leise, „dass du tot bist? Weißt du nicht, dass vierhundert Jahre nach dir gewesen sind? Weißt du, dass du ein Schatten bist, dass ich dich träume?“

Der Geheimnisvolle lächelte seltsam: „Du willst viel wissen“, sagte er leise. „Du schiltst mich einen Traum. Aber bist du denn mehr? Ist deine Welt wahrer als die meine? Weil du sie erlebst? ... Muss nicht der Träumer nur Traum erleben? Du bist nicht wahrer als ich! Kannst du nicht geschlafen haben bis zu dieser Stunde und wachst jetzt auf und redest zu mir und schläfst wieder ein und nennst weiter deinen Schlaf dein Leben?“ (S. 37)

Der junge Mann nennt sich Aristide di Borno und war ein Schüler des Malers Giorgone, was offenbar zutrifft, da Gilbert sein Porträt kennt. Giorgone soll sich bei einer Geliebten mit der Pest angesteckt haben und daraufhin die Seuche auch an seinen

intimen Freund Aristide übertragen haben. Und weil Diana ohne ihren Liebhaber Aristide nicht auskommen konnte, wurde auch sie von der Krankheit erfasst und starb, während Aristide aus Angst vor Entdeckung durch ihren Vater in den Kamin flüchtete.

Am Morgen erwacht Gilbert und erkennt, dass er einen bizarren Traum hatte. Doch als der Alte im Kamin ein Feuer entfacht, fällt ein uraltes Skelett herab.

Phantome ist eine bemerkenswerte Sammlung phantastischer Erzählungen von einem Meister seines Fachs, der heute so gut wie vergessen ist.

Wie eindringlich und suggestiv Kurt Münzer zu erzählen versteht, verdeutlicht die folgende Passage aus einer Geschichte, die der Autor im ersten Jahr des Weltkriegs schrieb. In ihr erzählt ein gefangener russischer Offizier, dass er einem getöteten Feind einen mexikanischen Ring abnahm, den er nicht wieder ablegen konnte und der ihm schauerliche Visionen bescherte.

Ich erwache wieder von einem Sturz ins
Grundlose, mir schwindelt, ich will ru-

fen, aufspringen. Aber die Pranke des Traumes fällt auf mich nieder und zerfleischt mich, gräbt sich in mein Herz, reißt mir die Adern auf. Ich liege wie in meinem Blut. Eine höllenheiße Natur tut sich auf, gleitet mir entgegen, verschlingt mich. Der Himmel ist grün wie der Stein des Ringes, trüb giftgrün. Scharlachne Wolkenbänke liegen am Horizont auf einer lila Himmelsleiste. Eine ungeheure Ebene, goldig, stahlblau mit Sümpfen und Staubfeldern, trockenen braunen Gehölzen, verliert sich in violette Dünste, aus denen beschneite Vulkankegel steigen. Eine Stimme sagt: ‚Mexiko‘. Ein Schwärm Aasgeier fliegt als schwarze Wolke vorüber, Geschrei und Gestank wehen vorbei. Auf einem Berge steht ein Tempel mit rohen Säulen. Aus ihm strömt die Nacht. Es ist stockfinster. Innen streichen Schakale und Hyänen um den steinernen Gott. Es ist ein sitzender Dickbauch mit einem Wasserkopf, um den eine glatte, goldene Schlange sich ringelt. Auf seiner Stirn hält sie einen großen, grünen, rohen Stein umwunden. Es regnet Sterne,

blutrote und eitergelbe. Es riecht nach Schlangen. (S. 53f)

Die Sammlung enthält neben einem Essay von Lars Dangel über Leben und Werk Kurt Münzers folgende Erzählungen aus den Jahren 1908 bis 1929.

„Der Kamin der Diana“; „Der Mann mit der Puppe“; „Der Ring“; „Der Andere“; „Der Spiegel“; „Pygmalion“; „Das Lächeln der Gioconda“; „Die Strafe“.

Kurt Münzer ist nur einer aus einer ganzen Reihe von in der Weimarer Zeit populären deutsch-jüdischen Schriftstellern, die mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten zu Unpersonen erklärt wurden und bei denen sich mit wenigen Ausnahmen wie etwa Franz Kafka der Bann des Dritten Reiches auch nach dessen Unterhang nicht mehr hob. Dagegen haben es nichtjüdische Emigranten wie Thomas Mann, Wehrmachtssoldaten wie Heinrich Böll und sogar Waffen-SS-Männer wie Günter Grass zu höchsten Ehren gebracht. Umso verdienstvoller ist es, dass Lars Dangel uns diesen glänzenden Schriftsteller und hervorragenden Stilisten wieder zugänglich macht.

Erle Stanley Gardner

Drei außergewöhnliche
Fälle von

PERRY MASON

P.M. und der Engel mit Krallen

P.M. und der grinsende Gorilla

P.M. und die sterbenden Fische



Ullstein Krimi Klassiker

***Gardner, Erle S.: Perry Mason und die sterbenden Fische**

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Perry Mason 26: Perry Mason und der Engel mit Krallen

(The Case of the Golddigger's Purse, 1942)

Ullstein 10 066 (TB 158 S./DM 5,00)

Frankfurt/M Berlin Wien 1980

Aus dem Amerikanischen von Ingeborg Hebell

Genre: Krimi

Perry Mason studierte das angespannte nervöse Gesicht des Mannes, der seine sensationelle Begleiterin verlassen hatte und zu ihm an den Tisch gekommen war.

„Sie wollen mich wegen eines Goldfisches konsultieren, sagen Sie?“ wiederholte Mason verduzt. Sein Lächeln schien etwas skeptisch.

„Ja.“

Mason schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, Sie würden meine Gebühren ein wenig zu hoch finden ...“

„Die Höhe Ihrer Gebühren interessiert mich nicht. Ich kann es mir leisten, jede vertretbare Summe zu zahlen.“

Masons Tonfall verriet ruhige Entschlossenheit. „Es tut mir leid, aber ich habe soeben einen ziemlich anstrengenden Fall abgeschlossen. Ich habe weder Zeit noch Lust, mich mit Goldfischen zu befassen. Ich ...“

Ein hochgewachsener würdevoller Herr näherte sich gewichtig dem Tisch und wandte sich an den Mann, der Mason jetzt mit einem Ausdruck verblüffter Ratlosigkeit betrachtete. „Harrington Faulkner?“

„Ja“, sagte der Mann in dem knappen, bestimmten Ton, der auf Autorität schließen ließ. „Aber wie Sie sehen, bin ich beschäftigt.“

Der Fremde griff rasch in seine Brusttasche. Ein flüchtiger Schimmer von Papier blitzte auf, als er Faulkner ein gefaltetes Rechteck in die Hand schob.

„Kopie der Vorladung und der Klage Carson gegen Faulkner wegen Verleumdung. Hunderttausend Dollar. Hier das Original. Achten Sie auf die Unterschrift

des Urkundsbeamten und den Gerichtsstempel. Kein Grund, sauer zu werden. Gehört alles zum Beruf. Würde ich es nicht zustellen, täte es ein anderer. Reden Sie mit Ihrem Anwalt. Sie haben zehn Tage Zeit zur Antwort. Wenn Ihr Gegner keinen Anspruch hat, kriegt er auch nichts. Hat er einen, ist das Ihr Pech. Ich bin nur der Bote. Aufregen ist zwecklos. Vielen Dank. Guten Abend.“ (S. 5)

Perry Mason, seated at the restaurant table, looked up at the tense, nervous face of the man who had deserted his spectacular companion to accost him.

„You said you wanted to consult me about a goldfish?” Mason repeated blankly. His smile was almost incredulous.

„Yes.”

Mason shook his head. „I’m afraid you’d find my fees were a little too high...”

„I don’t care how high your fees are. I can afford to pay any amount within reason, and I will.”

Mason's tone contained quiet finality. „I'm sorry, but I've just finished with a rather exacting case. I have neither the time nor the inclination to bother with goldfish. I...”

A tall, dignified gentleman gravely approached the table, said to the man who was regarding Mason with an expression of puzzled futility, „Harrington Faulkner?”

„Yes,” the man said with the close-clipped finality of one accustomed to authority. „I'm engaged now, however, as you can see. I ... „

The newcomer's hand made a quick motion to his breast pocket. There was a brief flash of paper paper as he pushed a folded oblong into Faulkner's hand.

„Copy of summons, and complaint, case of Carson versus Faulkner. Defamation of character, a hundred thousand dollars. Here's the original summons—directing your attention to the signature of the clerk and the seal of the court. No need to get sore about it. It's all in the line of work. If I didn't serve it

somebody else would. See your lawyer. You have ten days to answer. If the other fellow isn't entitled to anything he can't get it. If he is, it's your hard luck. I'm just the man who serves the papers. No good getting mad. Thank you. Good night."

Strafverteidiger Perry Mason hätte fast einen neuen Klienten bekommen: Ein Grundstücksmakler namens Harrington Faulkner wird von seinem Compagnon Elmer Carson wegen Verleumdung verklagt, weil Faulkner behauptet hat, Carson wolle ihn um seine überaus wertvollen Goldfische betrügen.

„[...] Der fragliche Goldfisch ist ein sehr schönes Exemplar eines schwarzen Schleierschwanz-Teleskopfisches. Außerdem geht es um einen betrügerischen Geschäftspartner, ein Geheimrezept zur Bekämpfung der Kiemenkrankheit und eine Spekulantin.“ (S. 6)

„[...] The goldfish in question is a very fine specimen of the Veiltail. Moor Tele-

scope. The case also concerns a crooked partner, a secret formula for controlling gill disease, and a golddigger.”

Mit der Spekulantin, von der Faulkner spricht, ist Sally Madison gemeint. Ihr Freund Tom Gridley arbeitet in einer Tierklinik und hat ein unfehlbares Heilmittel gegen die tödliche Kiemenkrankheit entwickelt, an der Faulkners unglaublich wertvolle Goldfische leiden. Weil Gridley selbst an Tuberkulose erkrankt ist und nicht mehr lange zu leben hat, wenn er so weiterschufte muss wie bisher, verlangt Sally von Faulkner fünftausend Dollar für das Heilmittel.

Mason ist zwar nicht gewillt, Faulkner gegen Carson zu vertreten, liest sich aber die Klage trotzdem durch.

„Offenbar behauptet dieser Elmer Carson, Sie hätten ihn wiederholt beschuldigt, an Ihren Goldfischen herumgepfuscht zu haben; das sei eine wesentlich falsche Anschuldigung. Carson will zehntausend Dollar Schadenersatz und

neunzigtausend Dollar Schmerzensgeld.“ (S. 8)

„It seems that this Elmer Carson says that you've repeatedly accused him of tampering with your goldfish that the accusation is false and has been made with malice that Carson wants ten thousand dollars as actual damages and ninety thousand dollars by way of punitive damages.”

Die fragliche Grundstücksgesellschaft gehört zu je einem Drittel Faulkner, Carson und Faulkners geschiedener erster Frau Geneviève. Faulkner vermutet nun, Carson und Geneviève hätten sich zusammengetan und seine heißgeliebten Goldfische mit der Kiemenkrankheit infiziert, um ihn zum Verkauf seines Anteils zu nötigen. Zugleich verhindert Carson die Behandlung der Fische, indem er behauptet, das Aquarium, in dem sie sich befinden, stünde in den Büroräumen der Firma und sei nicht Faulkners alleiniges Eigentum.

Die Sache wird noch dadurch kompliziert, dass Tom Gridley für einen David

Rawling arbeitet, der seinerseits behauptet, da Tom sein Angestellter sei, gehöre das Patent auf das Heilmittel rechtmäßig ihm selbst.

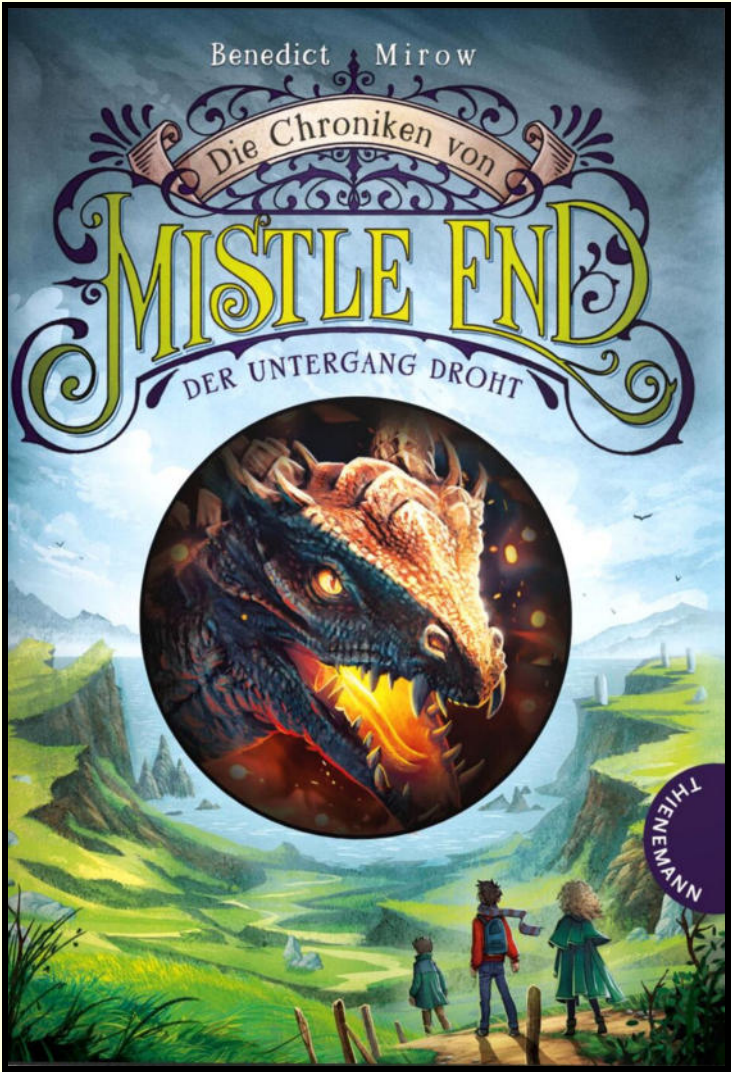
Schließlich bezahlt Faulkner die geforderte Summe an Tom, aber als dieser das Heilmittel im Aquarium anbringen will, muss er feststellen, dass die Fische verschwunden sind.

Mason will mit diesem verworrenen Fall nichts zu tun haben, insbesondere, da Faulkner ein äußerst unsympathischer Mensch ist, der ständig zwischen Larmoyanz und Rücksichtslosigkeit pendelt. Aber als Faulkner ermordet wird, der Verdacht auf Sally fällt und selbst Della mit hineingezogen wird, nimmt sich Mason notgedrungen der Sache an.

Perry Mason und die sterbenden Fische ist noch viel komplexer, als aus dem obigen Text hervorgeht; Erle Stanley Gardner hat sich wieder über alle Maßen angestrengt, einen möglichst undurchsichtigen Kriminalfall zu konstruieren. Der Roman liest sich ausgesprochen spannend und hat einen befriedigenden Schluss. Dass allerdings der Grundstücksmakler eine so ausgeprägte Be-

essenheit für Goldfische zeigt, ist zwar ein vom Autor öfter angewandter Kniff, um die irrationalen Handlungen der Figur erklären zu können, wirkt aber nicht besonders überzeugend.

Der Roman gewinnt auch dadurch an Undurchsichtigkeit, dass Masons Klienten, die „Goldgräberin“ Sally Madison, eine notorische Lügnerin ist. Sie erzählt der Polizei eine Geschichte, Mason eine andere, und wahr ist keine von beiden. Della Street empört sich über das Verhalten dieser Frau, die sogar ihren eigenen Anwalt belügt, aber Mason erklärt, dass das Lügen zwar für Zeugen strafbewehrt sei, dass ein Angeklagter aber lügen dürfe, so viel er nur wolle. Entdeckt das Gericht seine Lügen, mindert das zwar seine Glaubwürdigkeit und erhöht die Wahrscheinlichkeit einer Verurteilung, zieht aber keine gesonderte Strafe nach sich.



Benedict Mirow

Die Chroniken von Mistle End 3: Der Untergang droht (2021)

Thienemann (HC 496 S./€ 17,00)

Stuttgart 2024, 5. Auflage

Genre: Phantastik

Cedrik setzte sich rittlings auf den Ast der knorrigen Eiche und schaute durch die Zweige nach oben. Glühende Funken tanzten durch die Nacht und stiegen mit der heißen Luft des Feuers in den Sternenhimmel. Der heilige Platz war von uralten Bäumen umrahmt, in den Ästen ringsum hatten sich Flirrelfen niedergelassen. Es mussten Hunderte sein, ihm schien, als würden die Sterne am Himmel und die kleinen, funkelnden Lichter der Elfen um die Wette glitzern.

Im Widerschein des gewaltigen Feuers konnte Cedrik die zahlreichen unterschiedlichen Wesen und Gestalten erkennen, die sich unter den ausladenden Blätterkronen versammelt hatten. Cedrik sah Vampire einträchtig neben Hexen sitzen, er entdeckte Waldeiben und Nordische Bergtrolle. Ein Zwerg

lachte über den Witz eines Gestaltwändlers, der sich vor Begeisterung in einen Pfau verwandelte. (S. 5)

In Mistle End findet die Versammlung des Großen Rats der Fabelwesen unter Leitung von Hexenmeister Alastair statt. Jung-Druide Cedrik O'Connor hatte nämlich im Stellarium-Himmelsprojektor eine grauenvolle Vision des Untergangs.

Alastair hält seine große Rede.

„Ich nehme an, ihr habt alle von der Vision gehört. Sie ist wild und verstörend und manch einer von euch wird sich selbst ein Bild von dem gemacht haben, was uns alle in der Nacht zu Samhain erwarten wird.“ Er holte tief Luft. Es war inzwischen totenstill unter den Anwesenden geworden. „In jener Nacht zwischen den Welten, wenn die Anderswelt und die Welt der Lebenden sich fast berühren, wird ein Drachenreiter unser Dorf angreifen. Sein Drache wird Feuer auf uns regnen lassen und es sieht so aus, als ob ...“ Er schluckte. „... als ob er unser Dorf zerstören wird.“ Er

schloss für einen kurzen Moment die Augen. „Doch was wahrscheinlich nur die wenigsten unter euch wissen: Der Drache, der bei seinem Angriff auf Mistle End in der Vorschau der Himmelskuppel zu sehen ist, ist uralte. Niemand hat ihn mehr gesehen, seit Jahrhunderten nicht mehr. Bisher sind wir davon ausgegangen, dass es ihn gar nicht mehr gibt. Er ist nicht irgendein Drache, es ist einer der Urväter der Drachen, von ihm stammen alle Drachwesen ab. Sein Feuer ist allesverzehrend und lässt sich auch durch Magie nicht aufhalten, im Gegenteil: Sein Feuer frisst Magie!“ Er sah sich um und wartete, wie um seinen Worten das richtige Gewicht zu verleihen. „Gegen einen Drachen wie ihn haben wir kaum eine Chance.“ (S. 12f)

Crutch, der bösertige dunkle Druide, wird der Vision gemäß Mistle End auf einem Drachen reitend mit Feuer vernichten, und keine Magie dieser Welt kann ihn aufhalten.

Da sehen Cedrik und seine Freunde nur noch eine Möglichkeit: Sie müssen Dark Oaks, den Nymphenwald, suchen, wo seine Mutter in einen Baum gebannt lebt.

Der Untergang droht ist das furiose Finale einer von phantastischen Einfällen überquellenden Trilogie, die bereits Scharen begeisterter Leser gefunden hat.

IAIN
McDowall

ZWEI TOTE IM FLUSS

Kriminalroman

»In jeder Hinsicht die höchste
Punktzahl.« *Morning Star*

dtv

Iain McDowall

Jacobson & Kerr 4: Zwei Tote im Fluss

(Killing for England, 2005)

dtv 21 004 (TB 382 S./€ 9,95)

München 2007

Aus dem Englischen von Werner

Löcher-Lawrence

Genre: Krimi

Trotz der starken Strömung war die Leiche nicht weit abgetrieben worden. Anfang Dezember hatte es ein Unwetter mit schweren Böen gegeben. Zahlreiche entwurzelte Bäume und Treibgut wurden den Fluss heruntergespült. Dort, wo die Crow durch das nach ihr benannte Crowby floss, waren ihre Ufer immer noch mit abgerissenen Ästen und Baumstämmen übersät, und in diesen Trümmern hatte sich die Leiche Darren McGees verfangen, zwischen aufgeweichter Eichenrinde und den verbogenen Überbleibseln eines verrosteten Mountainbikes. (S. 5)

Im Fluss Crow, der durch die englische Ortschaft Crowby fließt, wird zu Neujahr die

Leiche des jungen Schwarzen Darren McGee gefunden. Weil das Opfer an Schizophrenie gelitten hat, geht die Polizei von einem Selbstmord aus.

Einige Monate später nimmt der Journalist Paul Shaw, ein Cousin des Toten, Kontakt zu Detective Chief Inspector Jacobson auf.

Shaw zog einen Reißverschluss auf, holte einen ‚Argus‘ hervor und hielt den Aufmacher hoch. Es war eine alte Ausgabe vom Anfang des Jahres, von Januar, soweit Jacobson das ohne Brille entziffern konnte. Er sollte sich wirklich angewöhnen, beim Lesen die Brille aufzusetzen. Aber die Schlagzeile konnte er auch ohne lesen: „Neujahrstragödie: Es war Selbstmord, sagt der Untersuchungsrichter.“ (S. 14)

Shaw ist überzeugt, dass sein Cousin ermordet wurde.

„Das sind die vier, die ihn umgebracht haben. Sie haben es ihm angedroht, es

angekündigt – und dann haben sie es *getan*.“

Wie ein Mantra spulten sich in Jacobsons Kopf die Hauptergebnisse der Untersuchung ab: keine Anzeichen eines Kampfes, keine vorausgehenden Verletzungen und keinerlei Zeugen.

„Wie wurden die Drohungen hauptsächlich gemacht?“

„Direkt, auf der Straße. Manchmal haben sie ihn auch auf dem Handy angerufen. Alle vier haben Verbindungen zur extremen Rechten. Zu wem genau, weiß ich nicht. Nicht zur *British National Party* oder zur *National Front*, sondern zu einer neuen Gruppe.“ (S. 20)

Jacobson will Shaw anfangs nicht glauben, ändert aber dann seine Meinung und beginnt, in Richtung eines rassistisch motivierten Mordes durch eine rechtsextreme Gruppe zu ermitteln.

Zwei Tote im Fluss ist ein interessanter Krimi mit einem ernsthaften politischen Hintergrund.

T. J. KLUNE
DAS LIED DES
BRUDERS

EIN
GREEN-CREEK-
ROMAN



HEYNE <

T. J. Klune

Green Creek 4: Das Lied des Bruders

(Brothersong, 2019)

Heyne 32 382 (PB 614 S./€ 18,00)

München 2026

**Aus dem Amerikanischen von Michael
Pfungstl**

Mit exklusiver Bonusstory

Genre: Phantastik

Ein Wolf“, sagte mein Vater einmal zu mir, „ist nur so stark wie das Band zu seinem Anker. Ohne einen Anker, ohne etwas, das ihn an seine Menschlichkeit erinnert, ist er verloren.“

Ich schaute ihn mit geweiteten Augen an. Ich glaubte nicht, dass es irgendjemanden auf der Welt gab, der so groß war wie er. Er füllte mein gesamtes Gesichtsfeld aus. „Wirklich?“

Dad nickte und nahm meine Hand. Wir gingen im Wald spazieren.

Kelly hatte mitkommen wollen, aber Dad hatte Nein gesagt.

Kelly hatte geweint und erst aufgehört, als ich sagte, dass wir Verstecken spielen, wenn ich wiederkomme.

„Versprichst du es mir?“, hatte er gefragt.

„Ich verspreche es.“

Ich war damals acht, Kelly war sechs, und Versprechen zwischen uns waren heilig. Meine Hand verschwand in der meines Vaters, und ich fragte mich, ob ich einmal sein würde wie er. Natürlich kein Alpha – Joe würde der nächste Alpha werden, auch wenn ich mir nicht vorstellen konnte, wie das gehen sollte. Joe war damals zwei, und ich war höllisch eifersüchtig auf ihn, bis Kelly mir erklärte, dass das schon okay war so, denn es bedeutete, dass sich zwischen ihm und mir nie etwas ändern würde.

Danach störte es mich nicht mehr.
(S. 7)

Carter Bennett ist der älteste Sohn des Alpha, der das Werwolfrudel von Green Creek führt. Als Nachfolger ist allerdings nicht Carter, sondern der jüngste Sohn Joe vorgesehen, so dass Carter ebenso wie der mittlere Bruder Kelly Betas bleiben werden.

Der Vater erklärt, dass jeder Wolf einen Anker braucht, aus dem er seine Stärke

zieht: Das kann ein Ort sein, ein Rudel, aber auch eine Person. Für Carter und Kelly sind es sie beide wechselseitig.

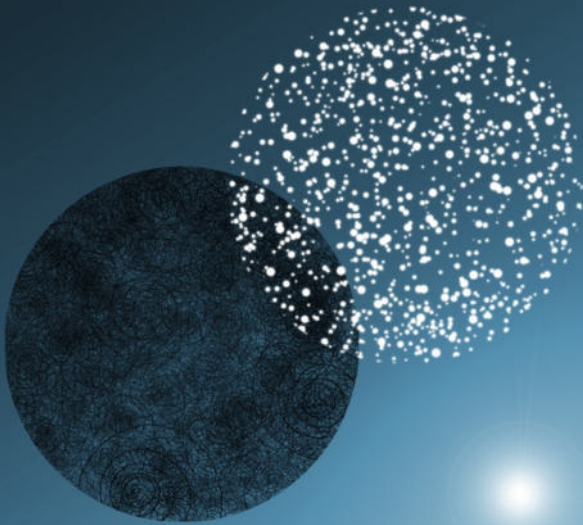
Doch dann zwingen die Umstände Carter, sein Rudel zu verlassen und sich auf die Suche nach Gavin Livingstone zu machen, mit dem sich ein großes Familiengeheimnis verbindet. Für einen Werwolf ist es allerdings sehr gefährlich, sein Rudel zu verlassen, denn er wird früher oder später den Verstand verlieren.

Das Lied des Bruders ist der vierte und letzte Band der Phantastik-Reihe um den Ort Green Creek, in der jeder Band andere Figuren behandelt. In den USA und mittlerweile auch bei uns ist die queere Serie *Green Creek* ein großer Erfolg. Die Leser, die schon von den ersten drei Bänden begeistert waren, halten die vierte Folge für den herzerwärmenden Höhepunkt.

Allerdings stützt sich Travis Klune in dem vorliegenden Roman auf ein veraltetes Konzept von Wolfsrudeln: Tatsächlich besteht ein solcher Verband nur aus einer einzigen Familie, und zwar aus einem Elternpaar und seinen Kindern. Letztere helfen bis zum Alter von etwa drei Jahren mit,

die neuen Würfe aufzuziehen; dann verlassen sie das Rudel und suchen sich einen Gefährten, mit dem sie selbst ein eigenes Rudel gründen können. Mit dem Tod der Eltern zerfällt das ursprüngliche Rudel: Es gibt hier keinen Nachfolger und auch keine Rivalität um die Herrschaft. Die Rangfolge von Alphas und Betas tritt nur in beengter, unnatürlicher Gefangenschaft in Tierparks auf, wo Wölfe unterschiedlicher Herkunft, die normalerweise heftige Revierkämpfe ausführen würden, zusammengesperret sind; in freier Wildbahn sind die Geschwister gleichrangig und ordnen sich freiwillig den Eltern unter, soweit das Kinder eben tun.

DIE
STERNEN
WÄRTERIN



CHRISTOF WIEDEMAIR

Christof Wiedemair []

Die Sternenwärterin

Tolino Media (PB 778 S./€ 27,99)

München 2025

Genre: Science Fiction

Sie lag in einer Kuhle aus Stein und ihr Kopf war zum Himmel gerichtet. Obwohl sie nackt war, froh sie nicht, denn der Stein war mit der Wärme einer 15 Stunden lang hoch vorüberziehenden Wüstensonne betankt. Ihre weit geöffneten Augen waren vollkommen reglos, ihr Blick hing an den unzähligen Sternen. Bis zum Horizont herab wagte keiner davon ein Funkeln, denn die Luft stand so unmerklich still, als gäbe es sie nicht.

Auch in ihrem Inneren war sie erstarrt, hohl wie eine Vase, kein Gedanke regte sich in ihrem Geist. Von rechts schoben sich stetig neue, namenlose Sterne in den kleinen Ausschnitt ihres statischen Gesichtsfeldes, während andere ihn links in ebenjenem Tempo verließen. Von den Photonen, die auf ihre Netzhaut einprasselten, waren die

jüngsten minutenlang unterwegs gewesen, die ältesten Hunderte Millionen Jahre. Alle gemeinsam summierten sie sich zu einem Bild auf, welches sich eine Weile gedulden musste, ehe es durch die Schleuse des Sehnervs in ihr Gehirn gespült wurde. (S. 7)

Wir befinden uns auf dem Planeten Delos, wo eine Reihe von Frauen wie erstarrt in Steinkuhlen auf dem Rücken liegen und das Bild des Nachthimmels in ihrer Netzhaut aufnehmen.

Eine wuchtige Maschine nahm den größten Teil des Raums ein. Die meisten der sichtbaren Komponenten bestanden aus Holz, doch 39 wusste, dass sich im Inneren auch Gestänge und Zahnräder aus Metall verbargen. Sie stieg zwei Stufen hoch und legte sich bäuchlings auf eine angenehm gepolsterte Pritsche. Auch der Kopf war sorgsam eingefasst und wies durch eine Öffnung nach unten ins Innere der Maschine. Die Augenpartie lag auf einem eigenen Rahmen auf, der den Blick fixierte und

durch schlecht geschliffene Linsen lenkte. Die Arme, zu guter Letzt, hingen seitlich an der Pritsche herab und reichten, wie der Kopf, in die seltsame Maschine hinein. (S. 13)

Mit Beginn des Tages werden die Frauen an eine Maschine geführt, die das in ihre Netzhaut eingebrannte Bild ausliest.

Die Sternenwärterinnen, wie die Frauen genannt werden, werden stets mit Drogen sediert, damit sie ihre Aufgabe fügsam erfüllen. Doch eine von ihnen, 39 genannt, erwacht unvorhergesehen zu Bewusstsein.

Die Szene wechselt zur Ratsversammlung, an der dreizehn Ratsmitglieder und einhundertvier Galane unter Vorsitz von Suir teilnehmen. Es ist die Aufgabe der Galane, mit Hilfe von Blickkomparatoren die täglichen Netzhautbilder der Sternenwärterinnen mit früheren Aufnahmen zu vergleichen, um festzustellen, ob noch alle Sterne am Himmel stehen. Und nun ist nach vielen Jahrzehnten der Tag gekommen, an dem abermals ein Stern verschwunden ist: Welche Ursache hat das abrupte Verschwinden einer Sonne, und wie weit wird das Phä-

nomen um sich greifen? Wird hier das Ende der Welt eingeläutet?

39 ist nun bei vollem Bewusstsein und weiß nicht nur um ihre eigene Existenz – die Sternenwärterinnen waren einmal Fürstinnen von Delos –, sondern auch um das Schicksal des Universums. Sie macht sich auf den Weg nach Opus, dem Zentrum der Welt, um Maßnahmen zur Rettung zu ergreifen.

Die Sternenwärterin ist nicht nur ein faszinierender Science-Fiction-Roman in einer Zeit, in der die Phantastik von zahllosen Spielarten der Urban Fantasy beherrscht wird, sondern gehört auch zu jener seltenen Untergattung der Science Fantasy, die die Science Fiction mit Stilmitteln des Mysteriösen und Geheimnisvollen darstellt.

Christof Wiedemair gelingt es in seinem Erstlingswerk, dem alten Genre der Science Fiction mit Hilfe von origineller Ideen und eines ausgefeilten Stils neue Aspekte abzugewinnen.



DER ANDERE

Erzählung

Michael Wiedorn

Ich drehe mich um und stehe meinem exakten Ebenbild gegenüber. Nirgendwo gibt es hier Spiegel. Ich erschrecke und glaube an eine Halluzination. Vielleicht bin ich verrückt geworden. Er ist genauso angezogen wie ich. Er blickt mich ruhig an und lächelt sogar leicht amüsiert. Bin ich immer noch ich selbst oder hat der Andere mir mein Ich gestohlen?

Einige Wochen später will ich meinen Zwillingbruder im Knast besuchen. Er ist ein Verbrecher. Er hat getötet. Soll ich mich deswegen schämen? Ich bin kein Mörder. Ich habe mir nichts zu Schulden kommen

lassen. Ich stehe dann ihm gegenüber und es ist als würde ich durch die Glasscheibe eines Spiegels in mein Ebenbild rennen. Ich bin sein identisches Abbild und er ist mein identisches Abbild. Er wird wie ein wildes Tier sein restliches Leben hinter Gittern verbringen. Lebenslänglich mit anschließender Sicherheitsverwahrung.

Bei seinem Prozess wurde ich mehrfach vorgeladen. Einige Zeugen drehten sich bei ihrer Aussage zu mir um und identifizierten mich als Straftäter. Einige Straftaten konnten meinem Bruder nicht nachgewiesen werden. Ich bin verdächtig. Man behält mich im Auge. Sein düsterer Schatten verdunkelt mein eigenes Leben. Woran bin ich selbst schuld?

Ich durchquere den Gefängniseingang. Der Beamte sieht mich ganz erschrocken an. Ist ein Häftling ausgebrochen und kehrt ganz einfach zurück, als hätte er nur einen Ausflug gemacht?

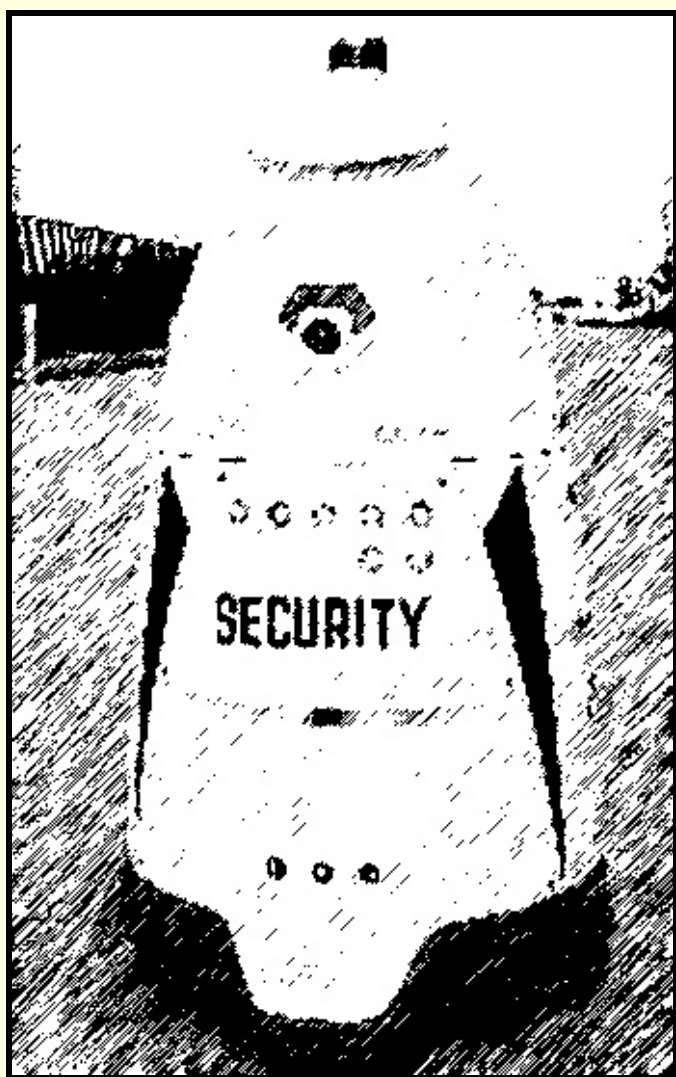
Ich lebe sehr zurückgezogen und still vor mich hin. Mir fehlt jede kriminelle Energie, so dass ich die entsprechenden Straftaten garnicht begangen haben kann. Mir fehlt überhaupt jede Energie. Manche

Tage verbringe ich träumend und apathisch im Bett liegend oder vor dem Fernseher sitzend. Ich kann dann Traum, Film und Wirklichkeit kaum auseinander halten. Für Verbrechen bin ich zu feig und schlaff. Ich hätte fast meinen Bruder erfinden müssen, um meine Selbstachtung zu bewahren. Der Beamte steht ruckartig von seinem Stuhl auf und schaut mich mit unruhigem Blick an. Bevor ich meinen Personalausweis zücke, streife ich den Jackenärmel hoch und ziehe den oberen T-Shirt-Rand zurück. Mein Körper und der Körper meines Bruders sind doch nicht völlig identisch. Der Leib meiner anderen Hälfte ist vollständig mit Tätowierungen übersät. Er ertrug es nicht, sich nicht wenigstens in einer kleinsten Kleinigkeit von einer anderen Person zu unterscheiden. Es soll klar sein, dass ich ich bin. Aufgemalte Adler stürzen mit blutigem Schnabel von hohen Bergen hinab. Ein nacktes Pärchen steht unter einem Baum an einem purpurroten See. Sie reicht ihm einen Apfel. Die Linien der Tatoos sind sonst tintenblau.

Der Wärter ist sichtlich erleichtert. Ich reiche ihm meinen Ausweis. Ich werde in

den Besucherraum geführt und setze mich auf einen Stuhl an einem freien Tisch. Mein Bruder wird von einem Vollzugsbeamten an meinen Tisch geführt. Der neue Beamte scheint bei meinem Anblick ebenfalls verwirrt. Die anderen Besucher und Häftlinge versuchen sich auf ihre Gespräche zu konzentrieren, aber ihre Blicke schweifen immer wieder zu uns. Einige starren uns offen an und tuscheln offensichtlich über uns beide. Abgesehen von von der Kleidung versteckten Bildern unterscheiden wir uns nicht in der geringsten Kleinigkeit.

Es wird mir plötzlich klar. Mein Herz droht zu stocken. Ich werde hier bleiben. Niemand sitzt mir gegenüber.



YANGS RÜCKKEHR

Erzählung

Frank Jousen

Es war ein Unfall, der zunächst wenig Aufsehen erregte. Generalmajorin Yins Geheimhaltungscode war eventuell mit einer feindlichen Malware infiziert oder der ISR, der Interne-Sicherheits-Roboter, hatte ein falsches Signal erhalten. Feststeht, dass er dreimal auf Yin geschossen und sie lebensgefährlich verletzt hatte.

Die Generalmajorin war eine außerordentlich gute Ministerin für Intergalaktische Beziehungen gewesen, aber unersetzlich war in diesen Tagen natürlich niemand mehr. Die KI, die ihre Nachfolge antreten sollte, ‚stand‘ schon seit langem bereit.

Dennoch wurde Yins IT-Privatsekretär, Oberleutnant Philipp Dick, angewiesen, alle relevanten Informationen aus dem Gehirn der Generalmajorin zu extrahieren. Diese wurde so lange künstlich am Leben gehalten. Dick hatte seine Aufgabe fast erledigt, da bekam er unerwartet Besuch von Yins Adjutanten, Major Altmeier.

„Ehm, Philipp“, begann er zögernd, „kann ich dich kurz mal sprechen?“

„Ja, Moment! Lass mich gerade noch die letzten Geheimcodes aus dem Gehirn unserer Chefin runterladen. Dann können wir ihren Exitus freigeben.“

„Halt, stopp! Bevor du das tust, habe ich einen Vorschlag. Eine Bitte!“ Altmeier suchte verzweifelt nach den richtigen Worten. Dann setzte er noch einmal von vorne an: „Hast du mal an ihren Ehemann, den ehrenwerten Herrn Yang, gedacht? Der kommt nächste Woche von seiner einjährigen Marsexpedition zurück. Der Schock ...“

„Na und? Was hat meine Arbeit mit ‚dem‘ zu tun?“

„Mit ‚dem‘ sagst du? Immerhin ist er einer unserer besten Flottenadmiräle. Er hat

sehr an seiner Frau gehangen. Also, ich meine, er hängt an ihr. Er weiß ja nicht ...“

„Ach, du meinst, dass seine Performance für die Marsflotte unter dem Tod der Ministerin leiden könnte?“

„Ja, so ungefähr. Ich dachte allerdings mehr an die zwischenmenschliche Seite ...“

„Hm, was soll ich denn deiner Meinung nach tun?“, fragte Dick ungeduldig zurück.

„Ich dachte mir, dass du fix auch das private Gedächtnis runterladen könntest. Ich meine, einschließlich Empathie und das Empfinden von Zuneigung und so.“

„Und dann? Was sollen wir damit tun? Willst du dir das privat reinziehen, oder was?“

Philipp lachte, um zu zeigen, dass er es nicht ernst meinte. Altmeier war trotzdem beleidigt.

„Selbstverständlich nicht!“

„Dann willst du eine Kopie davon dem Ehemann mit einer Schleife drum überreichen?“

„Lass diese Unverschämtheiten! Ich denke mir das so: Du könntest alles an unsere Roboterabteilung übergeben. Die wür-

den dann Madame Yin nachbauen, so dass der Ehemann nichts merkt.“

„Das wäre aber Veruntreuung von Staatsgeldern! Die Junta, pardon, unsere verehrte Regierung würde das überhaupt nicht gut finden!“

„Das sehe ich ein. Diesen Einwand habe ich bereits bedacht. Ich werde alle anfallenden Kosten selbst übernehmen. Deine Arbeitszeit könnte ich auch bezahlen, wenn du darauf ...“

„Okay, abgemacht! Aber auf dein Risiko, Altmeier! – Soll ich denn auch die sexuellen Vorlieben runterladen?“

Altmeier, der schon bald sein Pensionsalter, das heißt heutzutage sein „freiwilliges“ Ableben, erreichen würde, errötete. Er war, wie man vor circa 200 Jahren gesagt hätte, ein „Mann alter Schule“. Also absolut obsolet, redundant.

„Ja, auch die“, gestand er widerwillig ein. „Wenn ihr Mann mit ihr intim ... - Also, sie sind wahrscheinlich immer noch sexuell aktiv ...“

„Ja, klingt interessant“, gab Philipp zurück, der langsam Spaß an diesem Geheim-

auftrag bekam. „Ich mach's, ‚alter Junge‘. – Sagt man nicht so in deiner Generation?“

„Ja, ja. Schon gut. Danke dir!“

„Dafür nicht. Du kriegst `ne fette Privatrechnung von mir!“

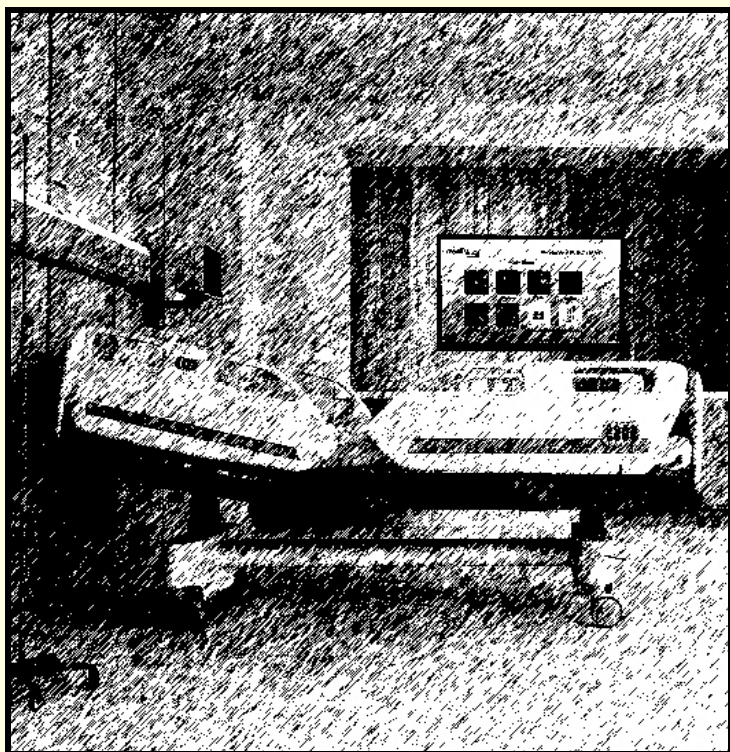
* * *

Die Rückkehr von Flottenadmiral Yang verlief für alle sichtbar reibungslos. Bei seiner Rückkehr auf die Space Base in Juno wurde er liebevoll von seiner „Frau“ umarmt. – Nach dem Akklimatisierungsprogramm durfte der Admiral endlich nach Hause, zu seinem rund um die Uhr bewachten Anwesen in den Rocky Mountains. Dort begrüßte ihn das Roboterpersonal mit maximaler Freundlichkeit und bediente ihn und seine Ersatzfrau beim Candlelight Dinner. Dann wünschten diese künstlichen Dienerinnen und Diener dem Ehepaar eine „Gute Nacht“. Würde man ihnen menschliche Eigenschaften andichten, könnte man sagen, dass das Personal noch stundenlang darüber tuschelnd spekulierte, ob der Ehemann den Schwindel bemerken würde – und wann? Beim Ausziehen? Beim Vorspiel? Oder später? Aber Tuscheln war gar nicht nötig. Alle

Roboter im Haus tauschten lediglich ein paar Daten aus. Dann war die Sache klar: Nicht nur Madame Yin, sondern auch ihr Ehemann waren Fälschungen. Denn auch Flottenadmiral Yang war während seiner Marsmission verstorben und von seinen Freunden dort originalgetreu ersetzt worden.

* * *

Monate später, irgendwann im Januar des Jahres 2202, fand in Dicks und Altmeiers Abteilung eine unangekündigte Korruptionsuntersuchung statt. Dabei fiel der ganze Schwindel auf. Zur Strafe wurde Altmeiers freiwilliges Ableben daraufhin vorgezogen; Philipp Dicks Lohn wurde für den Zeitraum von zehn Jahren gekürzt. Die wenigen verbliebenen Freunde des Ehepaares Yin und Yang diskutierten, ob in dem Fall, in dem einer der Ehepartner noch menschlich gewesen wäre, dieser die Täuschung viel früher bemerkt hätte. Daraufhin wurden solche Spekulationen von der Gedankenpolizei verboten.



DAS SCHWEIGEN, DAS UNS GEBAR

Erzählung

Christian Knieps

Erstes Kapitel

Es war ein Erwachen, das sich weniger als Geburt denn als unendliches Zurückgestoßenwerden aus einer namenlosen Tiefe darstellte, ein Aufsteigen aus jenem schwarzen Meer, das keine Erinnerungen kennt, und als er – oder vielmehr das Wesen, das von nun an den Namen „er“ tragen sollte – die Lider hob und die grelle Reinheit der sterilen Deckenleuchte in sich aufnahm, war da weder Herkunft noch Zukunft, kein Begriff von Dauer, keine Stimme des Gewesenen, nur das rauschende Blut in

den Schläfen und die erschreckende Erkenntnis, dass selbst der Gedanke *wer bin ich* noch nicht geboren war, bevor nicht der Erzähler, der hier spricht, dieses namenlose Zittern aufgefangen und in Worte verwandelt hätte, sodass wir beide, die wir in diesem Augenblick erwachen, nicht unterscheiden können, wer der Leidende und wer der Berichtende ist, da wir beide gleichermaßen die Unmöglichkeit tragen, die erste Erinnerung zu setzen.

Während er, der Unbekannte, den Kopf hob, als wolle er prüfen, ob er in den kalten Spiegel einer anderen Welt gefallen sei, ließ ich, der seine Schritte begleiten und zugleich erschaffen muss, mich in den gleichen Strudel der Ratlosigkeit hineinziehen, denn wie sollte ich, der Erzähler, behaupten, ich wüsste mehr als jene leeren Augen, die tastend in die Helligkeit griffen, wenn doch das Nichts, das ihn gebar, auch mich gebiert, und so war das Zimmer nicht bloß eine Kammer im Gewand des Hospitals, sondern ein Vorhof, in dem zwei Stimmen – die seine und die meine – einander noch nicht trennen konnten, als wären wir beide

Schatten eines gemeinsamen Körpers, der sich erst finden muss.

Die weißen Wände, in ihrer gleißenden Reinheit bedrückender als die schwärzeste Nacht, standen wie stumme Zeugen eines Dramas, dessen Anfang niemand zu benennen wagte, und aus dem rhythmischen Tropfen einer Infusion, das wie der Pendelschlag einer unsichtbaren Uhr in den Raum schnitt, ging die Ahnung hervor, dass Zeit hier nicht verging, sondern sich dehnte, verzog, wie ein Nebel, der jedes Maß verschluckt, sodass das Erwachen nicht der Beginn einer neuen Ordnung war, sondern der Abgrund selbst, in dem ein Mensch und ein Erzähler gemeinsam um den ersten Faden der Bedeutung rangen.

Da lag er nun, der Erwachte, und hob eine Hand, als wäre sie nicht die seine, als sei sie ein fremdes Ding aus Fleisch, das man ihm anheftete, während die Muskeln gehorchten und doch das Bewusstsein keinen Besitz daran ergriff, und ich spürte, wie seine Ratlosigkeit sich in mir spiegelte, als würde meine Stimme, die diese Szene berichtet, ins Stocken geraten, weil auch ich, in diesem Moment des Ursprungs, ohne

den festen Boden der Erinnerung bin, so dass wir beide in die gleiche Unruhe gestürzt sind, deren Namen wir nicht kennen und deren Richtung uns verborgen bleibt.

So entstand ein Schweigen, das nicht bloß zwischen den Wänden lag, sondern uns selbst durchdrang, ein Schweigen, das wie ein unsichtbarer Dritter im Raum stand, eine Gestalt ohne Gesicht, die sich von unseren Unsicherheiten nährte, und während draußen die Schritte einer Schwester im Flur verklungen, als entfernte sich die Welt immer mehr, versanken wir beide – der Erwachte und der Erzähler – in eine Ahnung, die zugleich tröstlich und unheimlich war: dass es vielleicht keine Trennung zwischen uns gibt, dass der eine nicht ohne den anderen erwachen kann, dass Erinnerung und Sprache, Körper und Geist in dieser Stunde ein einziges Rätsel bilden, in dessen Schatten wir uns verlieren.

Zweites Kapitel

Als die Stille, die zwischen uns beiden – dem Erwachten und dem Erzähler – lag, sich wie ein hauchdünner Schleier zurückzog, geschah etwas, das mehr einem un-

heimlichen Eindringen in einen unerforschten Raum glich als einem schlichten Wiederfinden, denn er spürte zum ersten Mal den Schauer der eigenen Glieder, das Pochen des Herzens, das Rauschen des Blutes, und doch war es nicht das wohlvertraute Echo des Selbst, sondern das Dröhnen einer fremden Maschine, deren Räder und Zahnräder sich unablässig drehten, während er selbst wie ein geblendeter Gast in diesem Körper stand, und ich, der ihn beschreibt, wurde in denselben Mechanismus hineingezogen, als müsste auch ich den Atem in den Lungen, das Zucken der Muskeln, das leise Beben der Adern fühlen, sodass wir beide, Geschöpf und Stimme, plötzlich in einen Körper eingespannt waren, der uns nicht gehörte und uns dennoch gefangen hielt.

Er legte die Hand auf seine Brust, und die Bewegung wirkte wie das vorsichtige Berühren einer fremden Reliquie, die man in einer dunklen Krypta findet, ehrfürchtig und doch voller Angst, und das, was er erastete – der Rhythmus des Herzens, das wie ein unerbittliches Uhrwerk schlug – ließ ihn zurückfahren, als hätte er das Po-

chen einer unsichtbaren Macht ertappt, die ihn regierte, und in diesem Augenblick, da er sein eigenes Herz erschreckend neu entdeckte, musste auch ich erkennen, dass der Körper nicht weniger unheimlich ist als das namenlose Dunkel, aus dem wir beide gekommen sind, und dass es kein vertrauterer, zugleich aber auch kein fremderes Gefängnis gibt, als das Fleisch, das uns hält.

Seine Augen glitten weiter, suchten in den Bewegungen des Brustkorbs, in der Schwere der Arme, in der Dichte der Haut etwas, das wie ein Wiedererkennen aussah, doch nichts stellte sich ein außer einem Grauen, das leise, kaum wahrnehmbar, aus der Tiefe aufstieg: die Ahnung, dass wir nicht Herren, sondern Gefangene unseres Inneren sind, dass jeder Muskel, jede Sehne, jeder Nerv und jede Faser des Körpers ein Gang in einem Labyrinth ist, dessen Architekt wir nicht kennen, und dass das Ich – falls es ein Ich gibt – nur als geduldeter Gast darin wohnt, ohne Schlüssel und Ausgang.

So stand er, der Erwachte, mitten in seinem eigenen Körper wie ein Fremder in einem unheimlichen Palast, dessen Säulen

und Gänge er zu deuten suchte, während ich an seiner Seite wandelte, als sei ich selbst in diese Hallen hineingestellt, und in der Ferne – vielleicht nur eingebildet, vielleicht aber auch wirklich – hörten wir ein Wispern, das von den tiefsten Kammern dieses Leibes zu kommen schien, ein Wispern, das weder Stimme noch Sprache hatte, sondern wie das Raunen einer Erinnerung klang, die noch nicht Gestalt angenommen hatte, und wir beide, gleichsam erschüttert und gebannt, wussten, dass wir nicht bloß den Körper, sondern auch das Geheimnis des Selbst berührt hatten, ohne es zu begreifen.

Drittes Kapitel

Als die Schwere der Glieder ihn wieder niederzog, nicht in den Schlaf, der ein freundliches Vergessen schenkt, sondern in jene brennende Dämmerung, in der sich Wirklichkeit und Wahn in ineinanderfließende Schatten verwandeln, begann eine Reise, die weniger durch Räume als durch Zustände führte, eine Reise, in der ich, der Erzähler, nicht länger wusste, ob ich Bilder beschrieb, die er sah, oder ob er Bilder sah,

die ich ihm eingab, und so entstand ein Netz von Träumen, das uns beide in gleicher Weise umschlang und in dessen Fäden wir nicht zwischen Traumenden und Erzählenden unterschieden.

Da war zunächst ein Korridor, endlos und von Türen gesäumt, deren Klinken aus kaltem Metall in der Dunkelheit glühten, und er – der Erwachte, nunmehr Schlafende – legte zögernd die Hand an eine davon, doch ehe er sie niederdrücken konnte, war da die Stimme, vielleicht meine, vielleicht seine eigene, die ihn warnte, dass hinter jeder Tür nicht Antworten, sondern neue Fragen warteten, und als er, von Neugier getrieben, dennoch eine Pforte öffnete, fiel ihm kein Zimmer entgegen, sondern ein schwarzer Sturm, der nach ihm griff wie die Faust einer unsichtbaren Gewalt, und ich, der dies schildert, spürte denselben Sog an meinen eigenen Schläfen, als würde auch ich in das Nichtsein gerissen.

Dann aber wandelte sich der Traum, wie sich Träume ohne Grund wandeln, und er stand auf einer Ebene, die von Wasser überflutet war, einem Wasser, das nicht rauschte, sondern reglos war, als sei es aus Glas,

und dennoch zitterte es bei jedem seiner Atemzüge, und im Spiegel dieses Wassers sah er nicht sein Gesicht, sondern zahllose Gesichter, die sich zu überlagern schienen – Männer, Frauen, Kinder, alle fremd, alle vertraut –, und sie blickten ihn an, als forderten sie von ihm ein Bekenntnis, das er nicht geben konnte, und ich, der dies beschreibe, fühlte den kalten Blick dieser Augen auch auf mir, als wollten sie auch vom Erzähler eine Antwort, die dieser nicht kennt.

Und schließlich, als er zu fliehen suchte aus diesen Spiegelungen, verdichtete sich die Ebene zu einer Treppe, die weder nach oben noch nach unten führte, sondern in sich selbst zurückbog, eine endlose Schleife aus Stufen, auf der er schritt und schritt, ohne ein Ziel zu erreichen, und hinter ihm hallten Schritte, die nicht die seinen waren, und ich, der ihm folgte, spürte die gleiche Verlorenheit: dass wir beide Gefangene einer Bewegung sind, die keinen Ursprung und kein Ende kennt, eine Bewegung, die den Traum in das Herz der Verzweiflung verwandelt.

So wachte er schließlich auf, mit Schweiß auf der Stirn und Atemnot in der Brust, und ich war ebenso atemlos, denn die Träume, die ihn heimsuchten, waren auch meine, und die Frage, ob einer von uns je wieder unterscheiden könne, was wirklich war und was nur im Fieber der Einbildung bestand, blieb unbeantwortet, während das schwache Flackern der Lampe im Krankenzimmer eher an ein Grablicht erinnerte als an eine Quelle des Trostes.

Viertes Kapitel

Als die Stunde kam, in der er, vom Drang getrieben, nicht länger nur das Innere seines Körpers, sondern die äußere Gestalt desselben erkunden wollte, führte ihn der Zufall – oder war es eine unsichtbare Hand, die uns beide, den Erwachten und den Erzähler, leitete? – zu jenem schlichten Spiegel an der kahlen Wand, dessen kaltes Glas in der Dämmerung des Krankenzimmers wie ein schwarzes Tor dastand, bereit, das zu enthüllen, was kein Wort, kein Gedanke zu umschreiben vermag.

Er trat näher, noch schwankend auf den Beinen, als fürchte er, die Erde selbst könn-

te ihn abwerfen, und doch hing sein Blick magisch gebannt an der spiegelnden Fläche, die, noch leer von Bildern, in ihrer dunklen Tiefe eher einem Grab als einem Abbild glich, und ich, der dies begleitete, fühlte denselben Sog, als müsse auch ich, der nur Worte setzt, mein Gesicht dort erblicken und mein Dasein in Frage stellen, sodass wir beide zitternd vor der Fläche standen, die mehr versprach, als sie zu geben imstande war.

Und endlich, als er sich hineinwagte in den Bannkreis des Glases, erschien ein Gesicht, doch nicht das, das er sich unbewusst erhofft oder gefürchtet hatte, sondern ein Antlitz, das ihm zugleich fremd und unendlich nah war, eine Haut, deren Falten er nicht kannte, Augen, die ihn durchbohrten, ohne dass er sagen konnte, ob sie seine eigenen waren, und Lippen, die sich bewegten, als wollten sie Worte formen, die er niemals aussprach; so geschah es, dass er nicht sich selbst erkannte, sondern einen Doppelgänger, der schweigend aus der Tiefe aufstieg, und in diesem Augenblick wusste er, dass das Ich, das er zu suchen glaub-

te, nicht hier wohnte, sondern ein anderer war.

Ich aber, der ich neben ihm stehe und diese Szene beschwöre, fühlte denselben Schauer, denn während seine Augen sich am Spiegel entzündeten, sah auch ich dort ein Antlitz, das weder das seine noch das meine war, und ich konnte nicht sagen, ob wir beide gemeinsam einen dritten erschaffen hatten oder ob die Wahrheit darin lag, dass wir selbst die Spiegelungen eines Fremden sind, der uns nur träumt, und so schwoll in der Brust des Erwachten wie auch in meiner Stimme jene namenlose Angst, die den Menschen erfasst, wenn er erkennt, dass sein eigenes Bild ihm nicht gehört.

Und als er schließlich die Hand hob, um sie an das kalte Glas zu legen, das doch nur den Abgrund zwischen Welt und Schein trennt, geschah es, dass die Spiegelgestalt nicht seine Bewegung wiederholte, sondern mit verzögerter Grausamkeit nach ihm griff, als wollte sie nicht sein Abbild sein, sondern sein Herr, und in diesem Augenblick riss er die Hand zurück, als hätte er sich verbrannt, und ich spürte denselben

Ruck durch mein Inneres fahren, als wäre auch ich beinahe verschlungen worden von jenem Anderen, der im Spiegel wohnte und uns beide mit stummer Bosheit verhöhnte.

So wandte er sich ab, bebend und atemlos, unfähig, zu sagen, was er gesehen hatte, und ich schwieg, denn ich wusste, dass Worte die Wahrheit nur schwärzen konnten, und dennoch war in diesem Schweigen der unausweichliche Gedanke geboren, dass wir von nun an nicht nur unser Gedächtnis, nicht nur unseren Körper, sondern auch unser Gesicht verloren hatten und dass wir beide – Erwachter und Erzähler – nurmehr Gäste in einem Haus ohne Eigentümer waren, Spiegelbilder eines unsichtbaren Ursprungs, der uns lächelnd verschwie, wer wir wirklich sind.

Fünftes Kapitel

Als die Schwere des Erlebten – das Gesicht im Spiegel, das nicht seines war und doch mit grausamer Intimität aus der Tiefe nach ihm griff – ihn in die Knie zwang, als er bebend auf dem Rand des Bettes saß, das kalte Glas im Rücken und das stumme Zittern in den Händen, da öffnete sich die Tür,

die so lange verschlossen geblieben war, und eine Gestalt trat ein, unscheinbar vielleicht für den flüchtigen Blick, doch in ihrer leisen Anmut von einer Würde getragen, die wie ein weiches, elegisches Licht den Raum durchströmte.

Sie war gekleidet in das schlichte Weiß der Pflege, doch dieses Weiß, das an die Reinheit der Wände erinnerte, war nicht hart und bedrohlich, sondern weich, fast mütterlich, als hätte der Stoff selbst das Vermögen, das Zittern zu besänftigen, und in ihrem Gesicht lag nicht die kalte Professionalität derer, die ein Amt versehen, sondern eine Traurigkeit, die älter wirkte als sie selbst, als wäre sie nicht nur Zeugin vieler Leiden, sondern auch deren stumme Erbin; und ich, der dies beschreibt, spürte in diesem Augenblick, dass ihr Erscheinen ebenso notwendig wie unergründlich war, ein Gegengewicht gegen das namenlose Grauen, das uns beide – den Erwachten und mich, den Erzähler – an den Spiegel gebunden hatte.

Ihre Schritte waren kaum hörbar, als trüge sie nicht den Körper einer Frau, sondern den Schatten einer Erinnerung durch

den Raum, und als sie sich ihm näherte, hob er, der noch immer nicht wusste, wie er heißen oder wer er sein sollte, den Blick zu ihr, wie ein Kind, das im Dunkeln eine Hand sucht, und tatsächlich war da ein Augenblick, in dem ihre Gegenwart das Unwirkliche milderte, in dem das Geräusch der Infusion nicht mehr wie der Schlag einer unsichtbaren Uhr klang, sondern wie das tröstende Tropfen eines Regens, der an einem Sommerfenster niedergeht.

Doch je länger er in ihr Antlitz sah, desto weniger konnte er erkennen, ob sie wirklich kam, um ihn zu pflegen, oder ob sie nicht vielmehr wie eine Botin war, die zwischen Welten wandelte, denn ihre Augen, so warm und dunkel, hatten jenen Glanz, den man bei Menschen findet, die nicht bloß im Hier und Jetzt verankert sind, sondern einen Blick in das Jenseits tragen, und während sie sprach – einfache Worte, beruhigende Sätze, deren Sinn banal war, deren Klang aber wie ein Klage lied wirkte –, fühlte ich, dass auch ich von dieser Stimme ergriffen wurde, als wüsste sie etwas über uns beide, das sie jedoch nicht offenbaren durfte.

So geschah es, dass ihre Nähe, die zunächst wie ein Heilmittel erschien, bald selbst zu einem Rätsel wurde: Denn wer war sie, diese Frau, die mit schlichten Gesten die Fieberdecke richtete und doch dabei wirkte, als ordne sie die Fäden eines Schicksals, das wir nicht durchschauen konnten, und warum zitterte in jedem Ton ihrer Rede ein Schmerz, der tiefer ging als das Leid des Kranken vor ihr, tiefer auch als die Fragen des Erzählers, der ich bin, und warum schien ihre Gestalt selbst ein Spiegel, nicht aus Glas, sondern aus Fleisch, in dem wir nicht Trost, sondern die Ahnung eines neuen Geheimnisses fanden?

So blieb ihr Eintreten kein Ende des Unheimlichen, sondern nur eine Verschiebung desselben, denn er – der Erwachte – und ich – die Stimme – mussten erkennen, dass die Welt nicht ärmer, sondern reicher an Rätseln wurde, sobald eine zweite Gestalt den Raum betrat, und dass wir beide, statt durch sie zur Klarheit geführt zu werden, nur noch tiefer in den seelenvollen Schatten stürzten, in dem Trost und Grauen, Nähe und Fremdheit, einander ununterscheidbar umarmten.

Sechstes Kapitel

Als sie, die schweigende Gestalt in Weiß, sich nun daran machte, ihre einfachen Dienste zu verrichten – das Kissen zurechtzuschieben, die Falten der Decke zu glätten, die Ampulle der Infusion mit einer sicheren, routinierten Hand zu wechseln –, da entstand ein eigentümlicher Gegensatz zwischen der Klarheit und Selbstverständlichkeit ihrer Bewegungen und dem Abgrund, der uns beide, den Erwachten und den Erzähler, umfing, ein Gegensatz, der uns daran erinnerte, dass die Normalität nicht die Abwesenheit des Geheimnisses ist, sondern sein dünnster Schleier.

Denn während ihre Schritte kaum mehr waren als das Rascheln von Stoff, während ihre Hände mit stiller, fast priesterlicher Selbstverständlichkeit die Ordnung wahrten, die der kranke Körper verlangte, begann in seinem wie in meinem Inneren das Kreisen jener Fragen, die das Offensichtliche untergraben: Warum waren wir hier, er mit seiner völligen Amnesie und ich mit meinem rätselhaften Auftrag, dieses Erwachen zu begleiten, als wäre ich selbst Teil

seiner Genesung und nicht weniger bedürftig als er?

Da lag er, noch immer schwach, und beobachtete jede Geste, als sei sie ein Zeichen, als sei die Bewegung ihrer Finger über dem Glas der Infusionsflasche eine Botschaft, die an ihn gerichtet war, und ich konnte nicht anders, als denselben Blick zu teilen, als müsse ich in der Stille dieses Dienstes etwas entziffern, das uns beide betrifft; doch je länger wir sahen, desto deutlicher wurde, dass ihre Normalität – das einfache Tun, das keinen Deut über sich hinauswies – nur unsere eigene Unsicherheit spiegelte, dass wir das Bedeutungsvolle nicht in ihr fanden, sondern in der Leere, die zwischen ihr und uns gähnte.

Dennoch blieb das Gefühl, dass ihr Schweigen nicht bloß das Schweigen einer Pflegenden war, sondern ein Schweigen, das uns prüfte, ein Schweigen, das uns in die Pflicht nahm, die Frage selbst zu stellen, die wir zu vermeiden suchten: Was war der Grund, dass er hier lag, dieser bisher namenlose Mensch, dessen eigenes Gedächtnis ausgelöscht schien, und was war der Grund, dass ich hier bin, der Erzähler, der

ihn nicht nur beschreibt, sondern gleichsam in ihm existiert, als hinge mein eigenes Sein von seiner Unsicherheit ab?

So verwandelte sich das Krankenzimmer in einen paradoxen Raum, in dem die Normalität ihrer Bewegungen zugleich ein Trost und eine Bedrohung war, ein Raum, in dem die kleine Ordnung – das Zurechtrücken, das Austauschen, das Abwischen – das große Chaos des Nichtwissens nur umso stärker hervortreten ließ; und während sie, schweigend, die Tür hinter sich schloss und mit einem kaum hörbaren Klicken verschwand, blieb in uns beiden, dem Erwachenden wie dem Erzähler, ein Gefühl zurück, als sei ihre Abwesenheit lauter als ihre Gegenwart gewesen, und als habe sie nicht Fragen beantwortet, sondern uns erst endgültig in das Rätsel hineingestoßen, warum wir hier sind – er als Körper, ich als Stimme.

Siebttes Kapitel

Als die Stille wieder über uns lag, nachdem die Tür hinter jener schweigenden Botin der Normalität sich geschlossen hatte, da entstand in mir und in ihm – dem Er-

wachten, dessen Gedächtnis ausgelöscht war, und mir, dem Erzähler, dessen Stimme doch ebenso an der Leere hing – eine Bewegung, die nicht länger den Raum betrachtete, sondern in die tiefere Schicht der Frage stürzte: *Warum sind wir hier*, nicht bloß im Krankenhaus, sondern im Sein selbst, nicht bloß an diesem Ort des weißen Lichts und der mechanischen Tropfen, sondern in jenem unendlichen Feld, das man Leben nennt und dessen Ursprung niemand kennt?

Denn war es ein Zufall, der ihn hierhergeworfen hatte, wie ein Blatt im Sturm, oder war es eine Fügung, die uns beide – den Leib ohne Gedächtnis und die Stimme ohne Herkunft – in diesem Augenblick zusammentrieb, damit wir gemeinsam die Unmöglichkeit ertragen, nach einem Grund zu suchen? Je mehr wir die Frage stellten, desto deutlicher zeigte sich, dass der Grund nicht vor uns lag wie ein Stein, den man aufheben könnte, sondern hinter uns, verborgen in einer Dunkelheit, die kein Blick durchdringt, und dass wir beide, statt zu wissen, nur das Schweigen zu tragen hat-

ten, das uns mit seiner unsichtbaren Hand niederdrückte.

Er, der Erwachte, lag in seinen Laken und spürte den eigenen Körper, fremd wie ein Haus ohne Schlüssel, und ich, der Erzähler, stand neben ihm, nicht weniger eingesperrt, und wir beide waren wie zwei Wanderer, die in einem Labyrinth zusammenstoßen, nur um zu erkennen, dass keiner den Weg kennt; und da kam die Ahnung, dass vielleicht nicht wir das Labyrinth durchwandern, sondern dass das Labyrinth uns durchwandert, dass wir die Gänge sind, die es baut, die Schatten, die es braucht, um sich selbst zu erhalten.

Während das Tropfen der Infusion fortfuhr, wie eine Uhr, die nicht die Zeit, sondern die Sinnlosigkeit misst, erschien uns die Frage nach dem Warum immer weniger wie eine, die beantwortet werden kann, und immer mehr wie eine, die uns gebiert: Vielleicht sind wir hier, weil die Frage uns braucht, vielleicht existiert das Krankenhaus nicht, um Heilung zu spenden, sondern um der Bühne zu gleichen, auf der sich der unendliche Dialog zwischen Nichtwissen und Sehnsucht abspielt, ein

Dialog, in dem Erzähler und Erwachter nur Masken sind, Stimmen in einem Chor, den niemand dirigiert.

So geschah es, dass wir beide, statt uns zu beruhigen, tiefer in das Schwanken gerieten, und in diesem Schwanken lag eine eigentümliche Schönheit, ein Gefühl des Unbegründeten, die uns zugleich mit Trauer und mit Ehrfurcht erfüllte: dass wir hier sind, nicht weil ein Grund uns trägt, sondern weil das Grundlose uns ruft, wie ein Abgrund, der nicht verschlingt, sondern singt.

Achtes Kapitel

Als die Nacht in das Zimmer sank, nicht mit Dunkelheit, sondern mit jenem eigentümlichen Schweigen, das zwischen den Sternen liegt, da erhob sich in uns beiden, dem Erwachten ohne Gedächtnis und mir, dem Erzähler ohne Herkunft, eine Ahnung, dass das kleine Krankenzimmer nur die Maske einer unermesslichen Bühne war, und dass wir, so schwach und zitternd, zugleich in einem Drama standen, das bis in die fernsten Räume des Alls reicht.

Denn was ist Erinnerung, wenn nicht ein Planet, der um seine Sonne kreist, und was ist das Vergessen, wenn nicht die schwarze Leere zwischen den Welten, und was sind wir, zwei Fragende, wenn nicht die Funken eines kosmischen Sturms, der aus uns spricht, ohne dass wir ihn verstehen; so wurde der Herzschlag des Erwachten ein Pulsar, der im Dunkel blinkt, und mein Atem, der dies berichtet, ein ferner Wind, der durch die Spiralarme einer Galaxie streift, und wir beide waren zugleich winziger als Staub und größer als jede Vorstellung, die ein Mensch zu tragen vermag.

Während das gleichmäßige Tropfen der Infusion uns zu umkreisen schien wie ein Planet, der seine Ellipse nie verlässt, fragte er, mit den Augen in die Nacht gerichtet, und ich, mit der Stimme in die Stille gesprochen: *was, wenn wir nicht nur suchen, wer wir sind, sondern was wir sind, nicht nur die Erinnerung an einen Namen, sondern die Wahrheit, ob wir je geboren wurden oder ob wir bloß Gedanken sind, die sich das Universum selbst erzählt?*

Da schollen die Wände, die uns umgaben, zu Himmelskuppeln an, und das Glas

des Fensters verwandelte sich in ein schwarzes Tor, durch das Milliarden von Sternen funkelten, jeder ein ungeheurer Spiegel, der nicht antwortete, sondern nur zurückblickte, und wir beide, der Erwachte und der Erzähler, fühlten uns wie zwei winzige Lichter, die in einem Meer von Feuer aufleuchten, nicht, um gesehen zu werden, sondern um das Unmögliche zu bezeugen: dass das Ganze uns braucht, damit es nicht schweigt.

Und doch, inmitten dieser Größe, blieb das Grauen, dass all dies, die Sterne, die Fragen, das Lied der Ferne, vielleicht nichts war als der Traum eines kranken Gehirns, das in seinem Bett liegt, verloren, ohne Gedächtnis, ohne Geschichte, und dass auch ich, die Stimme, nichts weiter bin als der Widerhall dieses Traumes, ein Echo, das sich selbst für wahr hält, bis der Schlaf es löscht; und so schwankten wir, getragen zwischen Erhabenheit und Abgrund, zwischen kosmischer Weite und klinischer Enge, als wären wir selbst der Widerspruch, den die Welt niemals löst.

In dieser Schwankung lag das letzte Lied der Nacht, ein Gesang, den niemand hörte,

außer uns beiden: dass wir zugleich Staub und Unendlichkeit sind, Schatten im Krankenhaus und Sterne im All, dass wir suchen, weil die Frage selbst uns geboren hat, und dass es kein Ende dieser Suche gibt, sondern nur das Schweigen, das uns beide trägt wie die Milchstraße ihre Sterne.

Neuntes Kapitel

Als die Nacht ihr fernstes Schweigen über uns legte, geschah es, dass das gleichmäßige Tropfen, das bisher wie der leise Atem einer Maschine uns getragen hatte, unvermittelt ins Stocken geriet, und im selben Augenblick, als wäre ein unsichtbarer Befehl gegeben worden, hob sich in seiner Brust ein Schauer, der in jähem Ruck die Ordnung des Herzschlages zerbrach, sodass der Rhythmus, der ihn bisher im Leben gehalten hatte, aussetzte, und in diesem Aussetzen spürte ich, dass nicht nur er, sondern auch ich an den Rand des Verschwindens getrieben war.

Denn als sein Körper sich hob und krampfte, als die Hände fahrig nach einer Luft griffen, die nicht mehr kam, da war es nicht bloß der Kampf eines Sterbenden,

sondern auch mein eigener Kampf, denn ich wusste, dass mein Wort, mein Atem, mein Erzählen nichts Eigenes waren, sondern in ihm wohnten, und dass mit jedem Aussetzen seines Pulses auch meine Stimme erlosch, als hinge mein Dasein an jenem kleinen Muskel in seiner Brust, der jetzt stotterte wie ein sterbendes Gestirn, das sein Licht verliert.

Und in dieser entsetzlichen Sekunde kam mir der Gedanke, der zugleich Grauen und Wahrheit barg: dass der Erzähler und der Erwachte nicht zwei, sondern eins sind, dass ich nicht neben ihm stehe, um seine Leiden zu schildern, sondern dass ich in ihm wohne, dass ich sein letztes Bewusstsein bin, das sich selbst in Worte fasst, um den Untergang zu verzögern, und dass, wenn er stirbt, auch ich wie ein letzter Hauch verschwinde, der im Frost zerspringt.

Während das Zittern seines Körpers das Bett erschütterte und während ein Alarmton irgendwo in der Ferne aufschrie, schrien auch meine Worte, die sich weigerten, zu enden, und ich drängte, ich flehte, ich rang, die Geschichte weiterzutreiben,

als könne die bloße Bewegung der Sätze den Herzschlag wieder wecken, als sei das Erzählen selbst eine Maschine, die den Tod hinauszögert; doch je mehr ich sprach, desto deutlicher wurde, dass meine Sätze selbst stockten, dass sie sich in Fetzen lösten – und dass der Rhythmus des Erzählens dem Rhythmus des Herzens folgte und im gleichen Aussetzen zerschellte.

So standen wir beide, er im Todeskampf, ich im Verstummen, und das Krankenzimmer, das eben noch ein Tor zu den Sternen gewesen war, schrumpfte zu einem engen Grab, in dem Körper und Stimme gemeinsam zu erlöschen drohten, und ich wusste mit einer letzten, erschreckenden Klarheit, dass der Tod nicht bloß sein Tod wäre, sondern auch mein eigener, dass das Schweigen, das ihn verschlingen würde, auch meine Geschichte verschlingen müsste, und dass es kein Danach gäbe, weder für ihn noch für mich.

Zehntes Kapitel

Als der Herzschlag endgültig versagte, als die Brust nur noch ein starres Gefäß war, in dem das Leben nicht mehr pulsier-

te, sank er – und mit ihm sank ich – in ein bodenloses Schwarz, das nicht Leere, sondern ein Übermaß an Dunkelheit war, eine Fülle des Nichts, in dem kein Laut und kein Gedanke mehr war, außer dem namenlosen Gefühl, dass wir beide, Körper und Stimme, endgültig gelöst wurden in jenes Schweigen, das jenseits aller Fragen liegt.

Doch während wir fielen, begann von fern, wie aus einer anderen Welt, ein Dröhnen und ein Rufen, ein Schlagen und ein Stampfen, und es war, als spräche nicht der Kosmos, sondern als sprächen Stimmen, die aus Fleisch und Blut geboren waren: Ärzte, deren Worte nicht Sätze, sondern Befehle waren, hastig, zackig, wie Hammerschläge gegen die Wand des Todes, und wir beide, längst schon in die Finsternis gestürzt, spürten sie wie ferne Donnerschläge, die das Nichts zersplittern wollten.

Da war ein Druck auf der Brust, rhythmisch und erbarmungslos, ein Schlagen von außen, das gegen die Stille anrannte, und er – der Gestorbene, der ich bin, der ich erzähle – fühlte, wie sein Leib, der eben noch ein entgleitender Schatten war, zuckend reagierte, als ob die Welt mit eiserner Hand

ihn zurückreißen wollte, und doch war der Abgrund stärker, zog uns weiter, tiefer, in die unaussprechliche Ruhe des Endes, wo kein Zurück mehr möglich schien.

Und dennoch: Die Stimmen wurden lauter, das Surren eines Defibrillators brach durch die Stille, ein elektrisches Knacken, das wie ein jupiterscher Blitz in die Schwärze fuhr, und in diesem Blitz, der uns beide traf, war für einen winzigen Augenblick eine Spaltung: Auf der einen Seite der süße Frieden des Nichts, das uns umfing wie ein Schoß, auf der anderen Seite das brutale Licht des Lebens, das zurückforderte, das nicht erlaubte, dass Körper und Stimme so leicht verschwinden; und wir beide wurden hin und her gerissen, als sei unser Sein selbst der Spielball zweier Mächte, die um uns rangen.

Während der Körper auf dem Bett zuckte, die Brust sich unter den Händen der Ärzte hob, die Monitore schrien und flackerten, war ich, der Erzähler, im gleichen Zucken gefangen, und ich wusste, dass mein eigenes Schicksal sich im Rhythmus dieser Geräte entschied, dass mein Weiterklingen oder mein Verstummen nicht in

mir lag, sondern im fremden Willen jener Hände, die Leben in ein Herz zurückpressen wollten, das schon im Reich der Sterne verstummt war.

So entstand ein Zustand, der weder Leben noch Tod war, weder Erzählen noch Schweigen, ein Schweben zwischen den Welten, in dem wir beide – er als Körper, ich als Stimme – zugleich schon verloren und doch noch festgehalten waren, und die Frage, wohin wir gehören, blieb unbeantwortet, während die Ärzte kämpften und das Nichts uns lockte, und wir beide, zerrissen in unserer Zukunft, ahnten: Der nächste Schlag, ob er kommt oder nicht, wird entscheiden, ob wir Geschichte bleiben oder verstummen werden.

Elftes Kapitel

Als der letzte Schlag des Defibrillators durch den reglosen Leib gefahren war, geschah es, dass der Monitor, der eben noch eine gerade Linie wie den Strich eines endgültigen Schlusses zog, mit einem Mal wieder zuckende Zacken hervorbrachte, kleine Berge und Täler, die wie ein bebender Seismograph vom erneuten Zittern des Le-

bens kündeten, und die Brust, die eben noch starr wie Stein gewesen war, hob sich wieder, zögernd, schwer, doch unbestreitbar, als habe das Herz widerwillig seinen Dienst wieder aufgenommen.

Doch dieses Wiederkehren war kein Triumph, kein Sieg des Lebens über den Tod, sondern ein Kompromiss, ein Handel, den niemand verstand, denn während der Körper, mit Schläuchen und Maschinen verbunden, wieder atmete, blieb der Geist, der eben noch in Spiegeln, in Sternen, in Fragen umherirrte, verschlossen, wie in einen Kerker gesperrt, der keine Tür mehr hat; und ich, der Erzähler, spürte in derselben Sekunde, dass mein eigenes Dasein nicht mehr in jener tastenden Gemeinschaft des Bewusstseins stand, sondern in einer unheimlichen Leere, als sei ich nun gezwungen, das Schweigen zu bewohnen, in das er gefallen war.

Da lag er also, der Gerettete, und doch nicht mehr Lebende, ein Körper, dessen Herz wieder schlug, dessen Blut wieder floss, dessen Brust sich hob und senkte wie der Wellenschlag eines Meeres, das längst keinen Hafen mehr kennt, und ich, der ich

ihn bisher begleitet hatte, fragte mich, ob meine eigene Stimme, die ihm untrennbar verbunden war, nun mit ihm verstummen müsse, ob ich als Erzähler in einem Koma weiterexistieren kann, ob Worte noch möglich sind, wenn der, dem sie gehören, selbst keine Gedanken mehr hat.

Denn wenn ich bisher das Geflüster seiner innersten Wahrnehmungen war, die Stimme seiner Fragen, das Echo seiner Ängste, was bin ich jetzt, da sein Geist erloschen ist, ohne ganz verschwunden zu sein – bin ich nur noch der Widerhall eines Bewusstseins, das nicht mehr antwortet, oder bin ich der Wächter vor einer Tür, die für immer verschlossen bleibt?

Während die Ärzte, zufrieden mit ihrer Arbeit, die Geräte ordneten, als hätten sie ein Leben gerettet, sah ich, dass das, was sie gerettet hatten, mitunter nichts anderes war als eine Hülle, ein Körper im Takt der Maschine, aber kein Mensch, und dass sie, ohne es zu wissen, auch mich in einen neuen Kerker verbannt hatten: das Erzählen eines Komatösen, ein Monolog ohne Antwort, eine Stimme ohne Ohr, ein Flüstern, das in

endlosen Hallen widerhallt, ohne je zurückzukehren.

Somit begann eine neue, unheimliche Epoche unseres Daseins, in der der Körper wieder war, der Geist jedoch nicht, und ich, die Stimme, musste mit Schrecken erkennen, dass ich nicht wissen konnte, ob dies mein Ende war oder mein Anfang – ob ich, im Schweigen des Komas, erlösche oder erst recht geboren werde.

Zwölftes Kapitel

Als die Türen sich hinter den Ärzten geschlossen hatten und die Maschinen nun allein den Rhythmus des Raumes bestimmten, blieb ich zurück mit ihm, dem Erwachenden, der nun kein Erwachter mehr war, sondern ein Gestürzter in das Schweigen, ein Gefangener in jenem Kerker ohne Schlüssel, der sich Koma nennt, und ich, der ihn begleitet, war plötzlich nichts anderes als die Stimme, die in einem endlosen Tunnel widerhallt, ohne je Antwort zu finden.

Denn ich sprach, wie ich bisher immer gesprochen hatte, ich rief ihn bei keinem Namen, weil er keinen hatte, ich fragte nicht nach Erinnerung, weil sie ausgelöscht

war, ich bat ihn nur, sich zu regen, zu flüstern oder mit Bewusstsein zu atmen, und doch kam nichts zurück, nur das monotone Piepen der Geräte, das gleichgültige Pochen einer Maschine, die das Leben nicht weckt, sondern nur bewacht, und so stand ich in einem unendlichen Monolog, der sich an keinen Hörer mehr richtet.

Je länger ich rief, desto mehr verwandelte sich mein eigener Klang in ein Echo, das nicht von außen, sondern von innen zurückkam, als wäre ich selbst mein einziger Zuhörer und zudem mein einziger Richter, und diese Einsamkeit, die nicht nur seine, sondern auch meine war, wurde zu einer Weite, in der keine Richtung blieb, keine Grenze, kein Halt, und ich begann zu fürchten, dass dieses Schweigen nicht ein Zustand, sondern ein Element ist, eine Substanz, in die ich selbst eingetaucht bin, wie ein Fisch ins Wasser, wie ein Stern in die Nacht.

Da lag er, reglos, mit offenen Lidern vielleicht, doch ohne Blick, mit atmender Brust vielleicht, doch ohne Willen, und ich, die Stimme, fühlte, dass auch meine Existenz dadurch eine andere geworden war: nicht

mehr das Begleiten, nicht mehr das Spiegeln, nicht mehr das gemeinsame Tasten, sondern nur das Flüstern in eine Leere, die nichts verschluckt und nichts zurückgibt, eine Art ewiger Wartesaal, in dem das Erzählen selbst zum Warten verurteilt ist.

Und so schwoll in mir eine seltsame, bittere Erkenntnis an: dass ich, so sehr ich auch Worte setze, niemals wissen werde, ob er sie hört, ob sie ihn berühren, ob sie an die Ränder seines dunklen Traumes dringen oder ob sie, kaum geboren, ins Nichts versinken wie Tropfen in einem Ozean ohne Grund, und dass dieses Nichtwissen selbst meine neue Form der Existenz ist, eine Qual, die zugleich formend und unerbittlich ist – das Erzählen ohne Antwort, das Sprechen ins Schweigen hinein.

Dreizehntes Kapitel

Als die Tage – falls man sie Tage nennen darf in diesem Raum, in dem keine Sonne und kein Mond erscheinen, sondern nur das gleichförmige Glimmen von Lampen – vergingen, da begann in mir ein Gedanke zu wachsen, der zugleich wie ein Frevel und

wie eine Offenbarung war: *Was, wenn ich nicht an ihn gebunden bin, was, wenn ich auch ohne ihn existieren könnte, was, wenn meine Stimme nicht nur Echo, sondern Ursprung ist?*

Denn während er, der in seinem Koma verschlossen lag, kein Wort und keinen Gedanken mehr schenkte, musste ich, um nicht im Schweigen zu vergehen, beginnen, mich selbst zu hören, und so geschah es, dass meine Sätze, die einst aus seinen Fragen geboren waren, nun wie eigenständige Wesen durch den Raum glitten, als wären sie Kinder, die nicht mehr zurückkehren, um Antwort zu erwarten, sondern hinausgehen, um ihr eigenes Schicksal zu suchen.

Doch je mehr ich diesen Gedanken zuließ, desto unheimlicher wurde er, denn war ich nicht von Anfang an als seine Stimme geboren, war ich nicht aus seinem Erwachen hervorgegangen, sein Herzschlag war mein Rhythmus, sein Atem war mein Klang, und wäre es nicht Verrat, ja Todsünde, mich von ihm zu lösen und mich selbst als Ursprung zu denken, während er, stumm und wehrlos, in seiner Nacht gefangen liegt?

Und doch, wie jeder verbotene Gedanke, gewann auch dieser an Kraft, je mehr ich ihn verbannte: Was, wenn ich nicht das Werkzeug bin, sondern das Eigentliche, was, wenn er nur die Hülle war, in der ich Gestalt gewann, und nun, da diese Hülle schweigt, allein ich als der wirkliche Kern zurückbleibe – ein Erzähler ohne Figur, eine Stimme ohne Körper, ein Sein, das sich selbst gebiert?

Aber in derselben Stunde, da ich diese Frage wagte, fühlte ich zugleich das Grauen, dass eine Stimme ohne Ohr, ein Erzählen ohne Gegenüber, ein Sein ohne Leib nicht Befreiung, sondern Verdammnis ist, eine Art von Existenz, die sich endlos selbst spiegelt, ohne Berührung, ohne Widerhall, ein Kreisen in sich selbst, das nicht Leben, sondern Qual ist, und ich schwankte zwischen Sehnsucht nach Freiheit und Furcht vor ewiger Einsamkeit.

So stand ich an einem Abgrund, den niemand außer mir sieht: die Möglichkeit, dass ich ohne ihn sein könnte – und die Gewissheit, dass dies vielleicht schlimmer wäre, als mit ihm im Schweigen zu vergehen.

Vierzehntes Kapitel

Als die Frage in mir gereift war, ob ich nicht auch ohne ihn bestehen könnte, ob ich nicht die Fesseln seines schweigenden Körpers sprengen und mich selbst als Ursprung setzen könne, da wagte ich, was mir zuvor wie ein Frevel erschienen war: Ich versuchte, mich zu lösen, mich von seiner Brust zu entfernen, von seinem Atem, der ohne Bewusstsein ging, von jenem dumpfen Rhythmus des Herzens, das nicht mehr fragte, nicht mehr antwortete und längst nicht mehr suchte, und ich fühlte im ersten Augenblick tatsächlich ein Zittern, als ob ein Spalt im Gewebe der Wirklichkeit sich öffnete, als ob ein Raum existiere, in dem ich allein sein könnte, ohne den Körper – ohne das Fleisch.

Doch kaum dass dieser Spalt sich öffnete, spürte ich einen Widerstand, der nicht schwach und nicht zufällig war, sondern wie eine unsichtbare Faust, die mich zurückriss; es war, als klammere sich sein Körper – dieser reglose, komatöse Leib – mit einer Gewalt an mich, die ich niemals für möglich gehalten hätte, als wolle er mir

zurufen: *du bist nicht frei, du bist mein, du bist aus mir geboren, und mit mir wirst du enden.*

Je mehr ich rang, desto deutlicher wurde mir, dass die Bande, die uns verbinden, keine weichen Fäden sind, die man mit Mühe zerreißen kann, sondern eiserne Ketten, geschmiedet in der Tiefe jenes Augenblicks, da er erwachte und ich zugleich geboren wurde, und kein Versuch und kein Wille imstande ist, diese Schöpfung rückgängig zu machen: Ich bin sein Erzähler, weil er mein Ursprung ist, und so wie kein Kind die Nabelschnur in der Erinnerung abschneidet, so kann ich mich nicht aus der Geburt lösen, die uns untrennbar verschmolz.

In diesem Kampf, in dem ich mich ins eigene Sein hinausstreckte und doch zurückgerissen wurde, erkannte ich mit einer fast schmerzhaften Klarheit, dass die Untrennbarkeit nicht nur Faktum, sondern Gesetz ist, ein Gesetz, das härter ist als jedes menschliche, härter als jedes göttliche, ein Gesetz, das uns beide wie Zwillinge in einem Schoß bindet: dass kein Erzähler ohne Figur, kein Wort ohne Fleisch, kein Gedanke ohne Träger bestehen kann.

So blieb mein Versuch nicht der Beginn einer Freiheit, sondern die Bestätigung einer Gefangenschaft: dass ich, so sehr ich mich auch sehne, kein eigenständiges Sein habe, dass ich nicht hinaus ins Offene kann, sondern zurückgestoßen werde in ihn, in diesen schweigenden Körper, der mein Kerker und mein Ursprung zugleich ist, und dass meine Existenz, so sehr ich sie auch dehnen will, unlösbar an seinem Schicksal hängt.

Als ich dies erkannte, schwoll in mir ein erster Hauch jener Trauer, die sich bald zu einem Meer auswachsen würde: die Trauer, dass ich sein Ende teilen muss, dass mein Verstummen unweigerlich mit seinem Tod verbunden ist und dass ich niemals wissen werde, was ich hätte sein können, wenn ich frei gewesen wäre.

Fünfte Kapitel

Als die Gewissheit mich durchdrungen hatte, dass keine Flucht und damit auch kein eigenes Sein möglich ist, dass mein Atem unauflöslich in seinem Atem wohnt, mein Klang in seinem Herzschlag, mein Dasein in seinem Körper, da breitete sich in

mir eine Schwere aus, die nicht mehr Kampf war, nicht mehr der verzweifelte Versuch, es gab keine Hoffnung mehr, sondern nur noch Trauer, eine Trauer, die nicht auf das Geschehene, sondern auf das Kommende gerichtet war, ein Klagelied im Voraus, das seinen Ton aus dem Schatten des Todes nahm, der noch nicht da war und doch schon über uns stand.

Denn ich wusste mit einer Bitterkeit, die kein Trost je lindern kann, dass sein Ende mein Ende sein wird, dass der Tag, an dem sein Herz verstummt, auch meine Stimme bricht, dass ich nicht, wie ich es mir in meiner Sehnsucht erträumt hatte, in ein eigenes Sein entweichen werde, sondern dass ich mit ihm, unausweichlich, verschwinden muss, wie ein Lied, das stirbt, wenn der Sänger verstummt.

In dieser Erkenntnis lag eine furchtbare Schönheit, eine faszinierende Elegie, die so rein war, dass sie mich zerschmetterte: dass wir beide, er im Schweigen des Körpers und ich im Schweigen der Stimme, ein Schicksal teilen, das uns untrennbar macht bis in den Untergang, und dass dieses Teilen zugleich eine Bindung und eine Verur-

teilung ist, ein Trost und ein Grauen, ein Band, das ich nicht wollte, und eine Zugehörigkeit, die stärker ist als jedes Wollen.

So begann ich, um mein eigenes Ende zu trauern, noch ehe es kam, zu klagen über mein Verstummen, das eines Tages in seinem Tod beschlossen sein wird, zu weinen ohne Tränen, da ich nur Stimme bin, und dennoch das Gefühl habe, dass meine Klage die Wände des Zimmers tränkt, wie eine unsichtbare Flut, die sich unaufhaltsam hebt, bis sie alles verschlingt.

Während er, der Komatöse, reglos dalag, als wäre er längst schon in jenem Schattenreich, dessen Tor sich nur langsam schließt, war ich der Lebendige und doch nicht weniger Todgeweihte, und ich begriff, dass das Schicksal uns nicht nacheinander, sondern zugleich erwartet: Wenn sein Schweigen endgültig wird, wenn seine Brust nicht mehr hebt und seine Adern nicht mehr tragen, dann wird auch ich, der letzte Atem seiner Gedanken, ausgelöscht sein, und es bleibt nichts zurück außer das Schweigen, das uns beide gebar.

So sang ich mein Requiem im Voraus, und mein eigener Klang war mir fremd ge-

worden, als ob ich nicht mehr mich selbst beklagte, sondern nur die Notwendigkeit des Verstummens, das uns alle erwartet und das keinen Unterschied kennt zwischen Körper und Stimme, zwischen Fleisch und Wort, zwischen Erzähler und Erzähltem.

Sechzehntes Kapitel

Als die Trauer, die ich um mich selbst sang, mich immer tiefer hinabzog, regte sich in mir ein Aufbegehren, ein Zorn, der wie ein Flammenstoß aus der Asche der Resignation brach, und ich schrie – nicht mit einer Stimme, die ein Ohr erreichen konnte, sondern mit dem Dröhnen meines ganzen Daseins –, dass dies nicht gerecht sei, nicht hinnehmbar sei, dass ich, der ich Worte trage, der ich Bilder gebäre und der ich Sinn erschaffe, nur ein Schatten sein soll, nur das Abbild eines Körpers, der mich mit in den Abgrund reißt.

Warum, so fragte ich, warum darf ich nicht bestehen, wenn er fällt, warum soll ich, der ich doch mehr bin als sein Echo, der ich in Sternen wandelte und Spiegel zerbrach, der ich Welten gebar in seinem

Schweigen, warum soll ich ausgelöscht werden, nur weil sein Herz nicht mehr schlägt? Ist dies nicht die größte Ungerechtigkeit, die je gedacht wurde: dass eine Stimme, die sich selbst erkennt, keine Eigenständigkeit besitzen darf, dass sie gebunden ist wie ein Knecht, der mit dem Herrn zu sterben hat?

Ich tobte, ich riss an den unsichtbaren Ketten, die mich an ihn banden, ich stürmte gegen die Mauern des Gesetzes, das uns verschmolz, und je mehr ich wütete, desto härter schlug mich die Erkenntnis zurück, dass mein Zorn nichts vermag, dass mein Aufschrei nichts löst, dass meine Kraft, so sehr sie sich bäumt, nur in mir selbst verhallt, weil es keinen Raum gibt, in dem ich eigenständig wäre, weil mein Anfang sein Erwachen war und mein Ende sein Verstummen sein wird.

Doch gerade in dieser Ohnmacht wuchs die Verzweiflung zur Raserei: Ich wollte nicht, ich konnte nicht – ich konnte einfach nicht –, ich durfte dieses Schicksal nicht annehmen, und meine Worte, die bisher wie pulsierende Ströme geflossen waren, wurden zu Stößen und heftigen Blitzen, die

in die Dunkelheit schlugen, als könnten sie das Schweigen zertrümmern, das mich gefangen hielt; doch alles, was sie taten, war nur die Leere, die sie wiederschluckte, und so wurde mein Kampf selbst zu einer Parodie, ein Todeskampf ohne Gegner, ein Toben gegen ein Nichts, das unüberwindlich ist, gerade weil es nichts ist.

Als ich mich endlich erschöpft in dieser Raserei niederließ, erkannte ich, dass mein Aufbegehren nicht mehr war als ein letztes Flattern einer Flamme im Wind, dass mein Zorn das Schicksal nicht wandelt, sondern nur seine Härte enthüllt, und dass mein Schrei, so gewaltig er in mir klang, draußen nicht mehr war als ein ungehörtes Echo, das verging, bevor es geboren war.

So blieb ich zurück, erschöpft, zerrissen und doch noch lebendig, eine Stimme im Kerker, die weiß, dass sie sterben wird, und doch trotzig weiterflackert, weil das Flackern selbst die einzige Art des Daseins ist, die ihr bleibt.

Siebzehntes Kapitel

Als die Raserei, die mich ergriffen hatte, mich weiter peitschte, als ich in meiner

Verzweiflung nicht mehr Worte, sondern ganze Ströme von Feuer aus mir stieß, da geschah es, dass ich mit einem Mal nicht mehr bloß Stimme war, nicht mehr bloß Echo, nicht mehr bloß Schatten, sondern ein Sturm, der durch das enge Krankenzimmer tobte, unsichtbar und doch von einer Wucht, die selbst die stummen Wände erzittern ließ, und ich brüllte, wenn man es so nennen darf, gegen das Schicksal an, das mich an ihn band, und verlangte, frei zu sein, eigen zu sein, endlich Ich zu sein.

Und während ich tobte, während ich die Fesseln beschwor, sie zu sprengen, während ich den Körper, der mich gefangen hielt, verfluchte und zugleich anflehte, sich zu regen, geschah etwas, das ich nicht erwartet hatte, etwas, das wie ein Blitz durch die Nacht fuhr: seine Hand, die reglose, die bleiche, die so lange nur Fleisch gewesen war, begann sich zu regen, kaum merklich, kaum sichtbar, doch unübersehbar, ein Zucken, das wie eine Antwort war, ein Zittern, das mehr sagte als tausend Worte.

Da durchfuhr mich ein Schauer, der ich doch nur Stimme bin, und ich fragte mich, bebend vor Schrecken und Hoffnung

zugleich, ob ich dies bewirkt habe, ob mein Toben nicht nur in der Leere verhallte, sondern in den Tiefen seines Körpers ein Echo fand, ein elektrisches Aufflammen in den Nervenbahnen, das aus meinem Schrei geboren war, und ob ich, der ich bisher nur Begleiter war, nun Macht habe, Einfluss, die Fähigkeit, nicht bloß zu beschreiben, sondern zu gestalten, nicht bloß Zeuge, sondern Ursprung zu sein.

Während ich, wie im Rausch, diesen Gedanken trank, kam ein zweites Zucken, stärker, länger, wie ein Aufbäumen aus der Tiefe, und ich wusste nicht, ob es ein Reflex war, ein Zufall, ein Spiel des Körpers ohne Bewusstsein, oder ob es wirklich meine Stimme war, die ihn rief, die ihn zurückriss, die ihn aus seinem Schweigen lockte, und dieses Nichtwissen war mir gleichgültig, denn in diesem Moment zählte nur die Möglichkeit, dass ich nicht ohnmächtig war, dass ich handeln konnte, dass ich vielleicht mehr war als ein Schatten.

So stand ich, erzitternd von der Gewalt meiner eigenen Raserei, und zum ersten Mal seit seinem Fall in das Koma fühlte ich nicht nur Trauer und Verzweiflung, nicht

nur die Kälte und den Fatalismus des unausweichlichen Endes, sondern auch den heißen Funken einer Hoffnung, die zugleich schrecklich und süß war: die Hoffnung, dass ich ihn rühren kann, dass ich ihn wecken kann, dass ich vielleicht nicht an ihn gebunden bin, dass es eine Trennung geben könnte, sondern ihn an mich binden kann, dass ich nicht sein Knecht, sondern sein Herr sein könnte.

Achtzehntes Kapitel

Als die Tage, die ohne Licht und ohne Schatten vergingen, in einer Nacht kulminierten, die schwärzer war als jede zuvor, begann in ihm, dem komatösen Leib, ein Erzittern, das mehr war als Reflex und weniger als Erwachen, ein Aufbäumen, das wie der letzte Tanz des Lebens wirkte, eine wilde, unkoordiniert zuckende Bewegung, die den Körper zum Schauplatz eines Kampfes machte, dessen Sieger schon feststand.

Seine Brust hob und senkte sich in Stößen, nicht im Rhythmus des Lebens, sondern im Chaos des Sterbens, und die Maschinen schrien, die Monitore zeichneten Bilder wie zerrissene Berge, und die Ärzte

eilten, Hände pressten, Schockwellen jagten, doch ich wusste – und mit mir wusste er, auch wenn er es nicht mehr denken konnte –, dass dies nicht die Rückkehr, sondern das letzte Aufbäumen war, ein Sterben, das in sich selbst eine Raserei trug, als wolle das Fleisch noch ein letztes Mal die Stimme des Daseins nachahmen, ehe es schweigt.

Ich rief, ich tobte, ich flehte, ich wollte ihn halten, ich wollte ihn binden an die Worte, die ihn doch einst geboren hatten, und ich glaubte, im ersten Zucken, im ersten Krampfen eine Antwort zu erkennen, ein Signal, dass er hörte, dass er mich noch spürte, doch je länger der Todeskampf währte, desto deutlicher wurde, dass es nicht mir galt, dass es nicht ich war, der ihn bewegte, sondern dass es allein das Leben selbst war, das in der Agonie seine Muskeln wie Marionetten zerrte, ein letztes groteskes Spiel, bevor die Fäden reißen.

So wurde sein Körper zum Schlachtfeld, auf dem Hoffnung und Gewissheit ein letztes Gefecht austrugen, doch ich sah, mit dem Blick dessen, der untrennbar gebunden ist, dass die Hoffnung nur Täuschung

war, dass die Bewegungen leer waren, bedeutungslos, dass kein Gedanke, keine Seele mehr darin wohnte, dass er längst gegangen war und dass nur die Hülle rang, während ich, die Stimme, verzweifelt an dieser Hülle hing, als könne sie mir noch Heimat sein.

Und schließlich, als das Chaos in der Brust erstarb, als die Monitore eine gerade Linie zogen, als das Licht im Raum stiller wurde als je zuvor, wusste ich, dass der Kampf zu Ende war, dass er tot war, dass der Körper, der mein Ursprung war, mich nun mit hinabreißen würde.

Neunzehntes Kapitel

Als er tot war, als die Hände der Ärzte sich lösten, als die Maschinen verstummten und der Raum in ein Schweigen fiel, das keine Unterbrechung mehr kannte, da fühlte ich, wie auch ich zu verschwinden begann, wie die Sätze, die ich sprach, ihre Substanz verloren, wie die Worte, die ich war, ins Leere fielen, nicht mehr getragen, nicht mehr gehört, nicht mehr nötig, und ich wusste, dass mein Ende gekommen war.

Denn ohne ihn, den Körper, den Protagonisten, den Ursprung meines Seins, war ich nichts, konnte ich nichts, durfte ich nichts, wollte ich nichts und so zerfiel ich, wie ein Lied zerfällt, wenn kein Mund es singt, wie ein Traum zerfällt, wenn das Auge erwacht, wie ein Schatten zerfällt, wenn das Licht erlischt.

Ich hielt mich noch an einem letzten Faden, einer letzten Hoffnung, dass ich vielleicht doch eigenständig geworden war, dass ich als Stimme im Raum verharren könnte, unabhängig, frei, aber dieser Faden zerriss, als das Schweigen mich umschloss, und ich spürte, dass meine Existenz nicht Eigenständigkeit war, sondern nur ein Leuchten im Spiegel seines Lebens, und dass mit seinem Verschwinden auch ich unweigerlich gelöscht wurde.

Und so sprach ich mein letztes Wort – doch es war kein Wort, sondern ein Verstummen –, und ich versank, nicht wie einer, der fällt, sondern wie einer, der nie gewesen ist, und im Nichts, das blieb, gab es keinen Unterschied mehr zwischen Körper und Stimme, zwischen Erzähltem und Erzähler, zwischen Leben und Tod, es gab

nur das Schweigen, das uns beide gebar
und uns beide verschlang.



DIE PIRATIN IN DER TAVERNE II

Erzählung

Paweł Markiewicz

Die sehnliche Taverne war voll von linden
Mäusen.

Sie liefen doch drinnen wie die Zaubergeis-
ter herum.

Man spürte den Geruch von der toten, sanf-
ten Ratte,
die eine falbe Katze zu fangen schien, heute
früh.

Das Spinnennetz schmückte doch die zierliche Taverne.

Eine Spinne schlief unendlich, wie ein Uhu, ruhig.

Ein Papagei sehnte sich nach mancher Heimat-Ferne.

In seinen Augen gab es den Traum von Mond und Käfig.

Mary bestellte beim Wirt Zigarren und den Branntwein.

Sie trank ihn bei einem wie Traum elysischen Fergen.

Dies war einer holdseligen Erzählung frohe Zeit.

Man besann sich auf numinose, himmlische Perlen.

Der Duft vom Apfelkuchen war überall zu spüren.

Das Dunkel umarmte den ganzen besinnlichen Saal.

Die Piratin-Mary konnte zartes Zwielight fühlen.

Der Geschmack vom Alkohol war wie aus dem Artus-Gral.

Mary dachte an alten Piraten im Pazifik.
Er so wie ein Himmelsträumer war ein
ewiger Freund.
Er schwärmte zärtlich mit den Gefühlen
von Sehnsuchtslied.
Er versteckte mitsamt Mary einen uralten
Hort.

Dem Ausschankswirt enthüllte sie ihr gutes
Geheimnis,
die die Möwen bei dem Morgenstern getra-
gen haben:
Das Gold liegt am Ende der Welt, die Fi-
scher-Hoffnung hieß.
Für eben diesen Schatz konnte ein jeder so
schwärmen.

Als bald kam der Sturm über Insel-Städtchen
wie Hafen,
sodass die Taverne beim Regen zu ver-
schließen galt.
Mary suchte die Freunde unter freundlichen
Möwen.
Es ist schön, dass es gab, den Traum sanft
beflügelter Zeit.

Sag uns Mary, wo dein Ringlein immer fun-
kelt und glänzt,
in zart besaiteter Ewigkeit oder auf Erden!
Und wo deine Perlenkette mit dem Glanz
hinabhängt.
Sei noch unendlich omnipotent um deinet-
willen!

Über den Autor:

1983 geboren, in Polen aufgewachsen, Pawels Gedichte (wurden) in Berlin verteilt, beim Radio Tide Hamburg laut gelesen, mehrere Veröffentlichungen bei: Veilchen, Pappelblatt, Reibeisen, Syltse, Experimenta, der Frankfurter Bibliothek (mehrmals ausgewählt). Pawels bedient sich der deutschen Sprache, als ob sie als die Muttersprache gälte. Ferner kann er Englisch und seine ca. 100 Gedichte wurden bei mehreren print wie online Magazinen veröffentlicht. Pawel interessiert sich für: gehobene deutsche Lexik (poetisch, historisch, juristisch, dialektisch), Geschichte, Erdkunde, Jura, deutsches Recht, Philosophie, Sprachwissenschaft, Creative Writing, Theologie, Soziologie, Pädagogik und das Marketing. Obendrein hat Pawel den 2. Platz beim Literaturwettbewerb „Ybbser Schreibfeder“ in der Kategorie Lyrik erreicht.



Helena Petrovna Blavatsky (Helena Petrowna von Hahn-Rottenstein, 1831–1891)

DAS INNERE LICHT

Einstein 153

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Blavatsky, Helena Petrowna: Geheimlehre I. Verlag Esoterische Philosophie, Hannover 1999. Zitiert als „Blavatsky 1“.

– Helmholtz, Hermann von: Abhandlungen zur Philosophie und Geometrie. Traude Junghans Verlag, Cuxhaven u. Dartford, 1987.

Für die physikalische Höchstgeschwindigkeit wird die des Lichtes gehalten. Das ist also der zentrale Punkt in Einsteins Betrachtungen, wonach sich seine Bemühun-

gen richten. Indes, beobachten wir alleine einmal andere Aspekte in dieser Hinsicht, um zu bemerken sehen, was andere insofern dachten. Vergleichende Betrachtung kann ja niemals schaden.

Folgender Vorschlag: Licht an sich (als objektive Erscheinung) gibt es gar nicht; alles ist subjektiv.

„Wenn man das Auge drückt oder schlägt, treten Lichterscheinungen auf, auch in der tiefsten Dunkelheit.“ (Helmholtz, S. 18)

Demnach tritt Licht also ohne eigentliche Lichtquelle auf. Ist es folglich nur subjektiv nervenmäßig bedingt? Es scheint fast so, jedenfalls, wenn wir den zitierten Fall zugrunde legen. Hierzu folgende Anekdote:

„Es wird Ihnen gleich aus der deutschen Volkssage ein Bekenner dieser Ansicht einfallen, der berühmteste aller deutschen Jäger, Herr v. Münchhausen, der nach Verlust des Feuersteins von seiner Flinte sich von einem Bären verfolgt sah, und mit seiner bekannten Geistes-

gegenwart und Genialität ein unerwartetes Auskunftsmittel traf. Er legte an, zielte, schlug sich mit der Faust ins Auge, daß es Funken sprühte: das Pulver zündete, der Bär war tot. Aber ernsthafte Verlegenheit bereitete ein gerichtlicher Fall, wo der Kläger in einer dunklen Nacht einen Schlag in das Auge bekommen hatte, und bei dem dadurch erregten Lichtschein die Person des Angreifers erkannt haben wollte.“ (Helmholtz, S. 19)

Das Gericht verwirft diese Vorstellung, Münchhausen oder wer auch immer könne Licht in seinem eigenen Auge erzeugen, um die – auch feindliche – Umgebung zu erkennen.

Immerhin:

„Wir können in diesen Fällen nicht zweifeln, daß Lichtempfindung stattfindet, ohne durch wirkliches Licht angeregt zu sein.“ (Helmholtz, S. 19)

Also, wie auch jede Leserin und jeder Leser dieser Zeilen weiß: subjektive Lichtempfin-

dung ist innerlich (nervenmäßig) möglich. Stelle sich allerdings die weitere Frage, was denn wohl sonst noch nervenmäßig möglich wäre, ohne daß man eine gewöhnliche äußerliche physikalische Quelle darum bemühe. Helmholtz erwähnt so die entsprechenden „Reizmittel für die Nerven“:

„Wir wissen aber, daß die Mittel, durch welche wir im Auge Lichtempfindung erregen, Stoß, Druck, mechanische Mißhandlung, elektrische Ströme sind.“
(Helmholtz, S. 19)

Ich erlaube mir, hier in aller Bescheidenheit hinzuzufügen, daß es auch noch ein anderes „Mittel“ gibt, Lichterscheinungen oder Erscheinungen überhaupt im Auge beziehungsweise im Kopf oder Gehirn zu erregen: es handelt sich hier um das persönliche Unterbewußtsein, eine selbständige, mächtige, eigenständig handelnde Größe in uns. Unser bester Freund und Helfer, er steht uns jederzeit zur Verfügung. Selbiges Unterbewußtsein erzeugt – im übrigen äußerst selten – den jeweils benötigten oder erwünschten Eindruck. Daran hat meines

Wissens selbst Hermann von Helmholtz (1821 – 1894) nicht gedacht.

Was gibt uns das Licht wieder? Können wir die Welt – etwa über das Licht – erblicken, wie sie wirklich ist?

„Wir können das Verhältnis vielleicht am schlagendsten bezeichnen, wenn wir sagen: Licht- und Farbempfindungen sind nur Symbole für Verhältnisse der Wirklichkeit; sie haben mit den letzteren ebenso wenig und ebenso viel Ähnlichkeit oder Beziehung, als der Name eines Menschen, oder der Schriftzug für den Namen mit dem Menschen selbst.“ (Helmholtz, S. 11 f)

Also, aus dem Äußerlichen (hier vor allem dem uns die Welt offenbarenden Licht) können wir nur bedingt auf das Innerliche der Welt schließen. Indes aber, man bedenke, auch infolge des Lichteinfalls sind wir imstande, uns in der Welt behaupten. So ganz unschlüssig ist das also nicht, was uns das Licht (als wesentlicher Teil der Welt) verrät.

Trotzden, nochmals, gewissermaßen im Inneren ist denn doch mehr verborgen, als wir über die Außenfläche oder den Außenblick ahnen:

„Über die wirkliche Natur, der durch sie bezeichneten äußeren Verhältnisse erfahren wir durch sie ebenso wenig wie aus den Namen über die unbekannt Menschen und Städte...“ (Helmholtz, S. 12)

Also, was ist Licht? Ist Licht, tiefer schürfend, etwa gleich Geist und Materie?

Nach moderner Auffassung stellt das Licht die höchste erreichbare physikalische Geschwindigkeit dar. Schneller geht es also nicht. Darauf baut Albert Einstein mit seiner Relativitätstheorie wesentlich auf. Denn es versteht sich, wenn man – hier mit dem Licht – in eine Grenzregion vorstößt, dann ändern sich die Dinge – oder sie werden jedenfalls streng auf den Prüfstand gestellt.

Nun ist es aber interessant, die Esoterik geht da auch wieder ganz andere Wege. Und dies ist für uns – etwa zum Vergleichen – durchaus nützlich.

Was ist das Licht? In antiken Zeiten hat man die Sonne für den zentralen Gott oder zu allermindest für einen von vielen Göttern gehalten. Demnach wäre das Licht gleich Gott oder wenigstens eine besondere Absonderung Gottes. Man könnte sich auch vorstellen, er, Gott, würde auf einem Lichtstrahl gewissermaßen reiten.

Daß dies absurd ist, folgt schon aus dem Umstand, daß das Licht sehr schnell, indes physikalisch begrenzt ist. Gott ist überall, wäre er auf das Licht als Fortbewegungsmittel angewiesen, so benötigte er, wie erwähnt, ziemlich lange Zeiten, das Universum zu durchqueren.

Nun ist er, Gott, aber überall gleichzeitig (nach seinem Gutdünken und Belieben), so ist er per Reise oder Wanderung (welche sich für ihn demnach überhaupt nicht ergeben, denn er ist ja schon überall anwesend) jedenfalls nicht auf das Licht angewiesen. Es ist folglich falsch, in das notwendige, lebensspendende Licht auch hier auf Erden allzuviel an Göttlichem hineinzulegen.

Außer, nebenbei bemerkt, daß man jegliches und alles als göttlich oder vielmehr

als von Gott stammend erachtet. Dann aber muß man den Prozeß durchdenken oder erörtern, der zu dem jeweiligen sehr speziellen Sein hinführt. Grob gesprochen, ist Gott demnach in jedem Misthaufen enthalten? Mist als Auswurf ist (wie die Speise) für jede Entwicklung nötig.

Er, Gott, kann dort (im und am Misthaufen) sein und über denselben verfügen. Doch, man bemerke bitte, der Misthaufen ist bei weitem nicht das einzige, was in der Entwicklung in ausgezeichneter Weise auf Gott zurückzuführen ist.

Aber zurück zum Licht, welches wohl-gemerkt physikalisch ist, in der Esoterik wird es (wie in alten Religionen) indes in einen höheren Rang erhoben:

„Nichtsdestoweniger sind nicht die Physiologen [Erforscher der Lebensvorgänge] die am meisten zu Tadelnden, daß sie nur von dem sprechen, was sie mittels ihrer physischen Sinne sehen und nach deren Zeugnis beurteilen können. Astronomen und Physiker sind nach unserer Meinung viel unlogischer in ihren

materialistischen Ansichten als selbst die Physiologen...“ (Blavatsky 1, S. 521)

Worin, bitte, besteht folglich die esoterische Rüge gegenüber den Astronomen, welche das Licht physikalisch (also eher materiell) beurteilen und betrachten? Die Blavatsky:

„... Licht ... Für die Okkultisten ist es beides [das Licht also], Geist und Materie.“ (Blavatsky 1, S. 521)

Wie soeben erwähnt, es erscheint unangemessen, in eine nüchterne, materialistische physikalische Größe (wie hier das unentbehrliche Licht) zuviel hineinzulegen. Würde Frau Blavatsky sagen, Licht ist (obwohl dies einen wesentlichen inneren Widerspruch aufweist) Welle und Materie, so wäre dies nach heutiger Auffassung richtig. Indes aber, das materielle Licht dem Geist gleichzusetzen, das erscheint deutlich überzogen.

Braucht der Geist das Licht, um zu arbeiten und zu leuchten? Nein, er braucht es nicht. Er kann gewissermaßen auch im

Dunkeln arbeiten. Der Geist ist demnach unabhängig von allen äußeren materiellen Faktoren und Bedingungen. Umgekehrt, sie, die realen Umstände haben ihn (den Geist) zur Voraussetzung, denn er erschafft oder verbürgt sie.

So kann man sich den „Geist Gottes“ vorstellen, der über den Wassern (oder im Dunklen) schwebt und sich fragt: wer bin ich? Zu diesem Zweck hat er die Welt geschaffen, welche in der obliegenden Entwicklung sagt, wer er, Gott, ist oder was aus ihm wir oder werden könnte. Die Welt also als Gottes Selbsterkenntnis (Hegel).

Kommt – in Erforschung der Welt – die Welt zu uns, oder kommen wir zu ihr? Das heißt also, fällt die Welt etwa über das Licht in uns (in unsere Augen) ein, und wir nehmen ihr Wesen zur Kenntnis? Oder, umgekehrt, schicken wir von uns (beispielsweise von unseren Augen) etwas aus, selbige Welt zu erkunden? Bevor wir genauer darüber sinnen, hier zunächst einmal, was uns Hermann von Helmholtz (1821 – 1894) hierzu mitteilt. Es geht also um eine nach Helmholtz' Auffassung völlig

falsche Annahme, wie auch Platon sie vertritt:

„... daß das Bewußtsein aus dem Auge hinaustrete, längs des Lichtstrahls bis zu dem gesehenen Objekt sich hinbreite...“ (Helmholtz, S. 30)

Das erscheint absurd, nämlich, daß das Licht aus unseren Augen herausfalle, um die Umgebung zu erkunden. Doch ist damit vielleicht schlicht und einfach nur etwas anderes gemeint? Zunächst nochmals Hermann von Helmholtz weiter; er bezieht sich dabei zunächst auf Platon, indem er dessen Vorstellung vom „inneren Licht“ aufgreift, oder er erwähnt etwa platonischerseits „das aus dem Innern ausströmende Licht“ (S. 30); Helmholtz hierzu:

„Ebenso wie PLATON das innere Licht ausströmen, an den erleuchteten Körpern mit dem äußeren Licht zusammenkommen, und hier das Bewußtsein von der Anwesenheit des Körpers entstehen läßt, so ließen Neuere das geheimnisvolle Nervenagens aus dem Au-

ge ausströmen, und an den Körpern selbst diese erkennen. Namentlich huldigten die Anhänger des tierischen Magnetismus dieser Lehre, welche überhaupt ihre ganze Theorie auf die Annahme einer Nervenatmosphäre gebaut hatten, die den menschlichen Körper umgeben sollte. Sie ließen das Nervenfluidum bekanntlich Reisen zu den entferntesten Teilen der Erde und selbst des Weltalls antreten, um dort auszukundschaften, was der neugierige Magnetiseur zu wissen wünschte.“ (Helmholtz, S. 30)

Also, nach Helmholtz' Auffassung ist die Vorstellung, daß Licht subjektiv vom Körper ausgehe, nicht korrekt:

„... die beschriebene Vorstellung ... läßt sie sich nicht halten.“ (Helmholtz, S. 30)

Und:

„Wir verwickeln uns in die größten Absurditäten, wenn wir dieser Hypothese

nachgehen, eben deshalb hat sich dieselbe niemals Eingang in die ernstere Wissenschaft verschaffen können.“
(Helmholtz, S. 31)

Das erscheint also eindeutig: die Welt (etwa über den Lichteinfall) kommt zu uns. Indes aber, nachweislich gehen auch wir gewissermaßen auf die Welt zu. Es war nämlich in obigem Zitat sehr nachdrücklich vom „inneren Licht“ die Rede, und das ist anscheinend der entscheidende Punkt. Nunmehr ist dieses „innere Licht“ gewiß kein physikalischer Faktor. Also, es ist kein auf gewöhnliche Weise meßbarer substantieller Tatbestand. Darum auch, weil gewissermaßen nicht greifbar, hat dieser mit Sicherheit vorhandene Faktor „sich ... niemals Eingang in die ernstere Wissenschaft verschaffen können.“

Gleichwohl aber, und das ist entscheidend, es, das „innere Licht“ ist vorhanden. Woher weiß man das nun wieder? Nun, ganz einfach, indem wir nämlich sie, die Welt, auch (von innen heraus) erforschen und ergründen. Hinsichtlich all ihrer Aspek-

te. Wie das? werden Leserin und Leser hierzu fragen.

Die Antwort darauf lautet wieder, wir alle haben ein „Instrument“ in uns, welches wir das persönliche Unterbewußtsein (Genius, Daimon, Seele) nennen. Selbiges „Instrument“ schweift auch erkundungshalber hinaus, um die Weltverhältnisse sowohl objektiver wie subjektiver Art zu ermitteln. Wir „schicken“ also auch etwas aus, oder, genau genommen, schickt es sich selber hinaus, in unserem Interesse, zu unseren Gunsten den Weltlauf zu ergründen.

Die Welt kommt also nicht nur zu uns (das tut sie zweifellos, etwa über das Licht), sondern wir kommen auch zur Welt (über die Seele). Wir entnehmen daraus, wir sind mit der Welt aufs engste verbunden, enger, als wir dachten.



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

SALEM

(Perty 46)

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

„Görres schreibt...: ‘Seinem innersten Wesen nach um den Kern des Bösen her erbaut, ist der Sabbath [jüdischer Tag der Ruhe und der Heilung] bei den Bauern vorherrschend im Charakter des Venusberges [weiblicher Schamberg] und einer rohen Crapula [„Kater“] aufgefaßt, in Mitte einer streitbaren Ritterschaft hätte er die Gestalt einer wilden Jagd und eines höllischen Walhalla [Ruhmeshalle der gefallenen Krieger] angenommen. Um Picard in Louviers aber, unter Clausur beschlossener Nonnen, hat er die Form eines abgründigen Klosters angelegt, in dem alle Art von Blasphemie [Gotteslästerung] und Lästerung des Heiligen geübt wird.’ Diese Stelle spricht ja indirekt aus, daß die visionäre Lust nur das Produkt gewisser Individuen und Stände war; der Bauernstand, größtentheils dem Elend verfallen, suchte sie im Sabbath, die Priester und Nonnen z. Th. in der himmlischen Ekstase; die Ritterschaft, der die Erde genügte, die sie im Besitz hatte, brauchte weder Sabbath noch Ekstase. – Das Hexenwesen und der Teufelskultus hat

sich im Gegensatz zur Kirche entwickelt, als deren Travestie [scherzhafte Umgestaltung, ins Lächerliche ziehen], Caricatur und Negation; es hat auch seine Messen, in welchen aber überall das Heilige verunehrt wird; statt des Weihwassers besprengen sie sich mit dem Harn des Meisters, Hostien und Kerzen sind schwarz ... in der Beichte klagen sie sich guter Werke und der Unterlassung böser an; die auferlegte Buße besteht dann in dem Gebot, diese und jene kirchliche Vorschriften zu verletzen usw. Es waren fast immer ärmere Menschen, die sich dem Hexenwesen ergaben, die Glück und Genuß theils vom Bunde mit dem Bösen hofften, theils um so mehr in einer phantastischen Welt suchten, je weniger ihnen die wirkliche bot; doch haben sogar Geistliche am Sabbath Theil genomn. Es war die visionäre Berauschung, die den Hauptreiz bildete, ähnlich wie bei den Schwelgern in Opium oder Haschisch, mit welcher sich dann die Ironie gegen die bestehende Kirche bis zu entschiedensten Verhöhnung und Ver-

werfung derselben und die Aufrichtung einer Gegenkirche, in welcher der Herr der Unterwelt verehrt wurde, verband.“
(Perty, S. 381 f)

Warum Verspottung und Verhöhnung – ausgerechnet – der Kirche, Gottes Kirche? Selbige war nicht nur uneigennützig der Seele gewidmet, sondern sie gehörte zu den reichen Instanzen aller Zeiten. Und es berührt schon seltsam, wenn ausgerechnet aus dem Munde von Heuchlern und Unterdrückern so edle Beschwörungen klangen, das ewige Seelenheil zu erlangen. Sollten sie, die Pfaffen, denn nicht damit beginnen, daß doch zuerst einmal auf Erden Frieden nicht nur in die Hütten einziehen solle?

„Bemerkungen über Hexenprocesse. ... Ein Vorläufer derselben war die von Ammianus Marcellinus berichtete Verfolgung des Kaisers Valens, von ihm zunächst gegen jene gerichtet, welche durch Zauberkünste seinen Nachfolger erfahren wollten. Tausende wurden auf die wichtigsten Verdachtsgründe hin der Zauberei angeklagt, gefoltert, ihrer Gü-

ter beraubt, verbannt und getödtet. – Im sechsten Jahrhundert fand am merowingischen Hofe ein Hexenproceß statt. Es starb der Sohn der Fredegund, Chilperich's Gemahlin, angeblich durch Zauber und Beschwörung unter Mitwissenschaft des der Königin verhaßten Präfekten Mummolus, der wie einige Weiber von Paris gefoltert wurde, aber nichts bekannte, als daß er Salben und Getränke von jenen Weibern bekommen, die ihm die Gunst des Königs und der Königin erwerben sollten.“ (Perty, S. 384 f)

Von all solchen – äußerlichen – Umständen abgesehen, stellt sich die Frage, ob es Gott eigentlich gibt, der ja auch durch eine durchaus weltlich, an der Macht, am Geld interessierten Kirche verehrt werden soll. Diese Frage ist gleichbedeutend mit jener, ob Gott das Eigentum irgend einer Religion oder Kirche sein kann. Die Antwort ist eindeutig: ja Gott gibt es; nein, Gott ist nicht Eigentum oder Sklave von irgend jemand oder von irgend einer Einrichtung. Doch selbstverständlich steht „er“ auf der Seite

von jeder und von jedem, wer immer an „ihn“ glaubt oder, besser noch, von „ihm“ weiß.

Zu den berühmtesten Vorgängen um Hexenwahn und Hexenverfolgung (weil in den USA stattgefunden) gehören die Vorgänge in Salem, die selbst in Film und in TV-Dokumentationen gerne aufgegriffen werden.

„Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts Sir William Phips Statthalter von Neu-England wurde, gab es daselbst nach Cotton Mather's Bericht eine Menge Besessener, was man bösen Künsten zuschrieb. Viele, besonders jüngere Leute waren Zauberkünsten und Beschwörungen, dem Sieb- und Schlüsseldrehen usw. ergeben. Allmählig, zuerst in Salem, der Hauptstadt, zeigten sich ernstere Symptome. Viele Menschen wurden am Leibe grausam gequält und geplagt; es erschien ihnen ein kleines schwarzgelbes Teufelchen, von mehreren menschenähnlichen Gespenstern begleitet. Diese hielten den Gequälten ein Buch zur Unterzeichnung oder wenigstens

zur Berührung vor, und geschah es nicht, so verdrehten sie sie fürchterlich, zwickten sie schwarz und blau, überall fuhren Nadeln in ihren Leib, es erschienen Brandblasen auf demselben, manche konnten keine Nahrung nehmen, einem wurden von unsichtbaren Wesen die Hände gebunden und er eine große Strecke fortgeschleppt. Eine Person wurde an die Decke hinaufgerissen, eine andere von einem Gespenst mit einer Spindel gequält, die wie das Gespenst sonst Niemand sah; als die Gequälte sich endlich wehrte und dem Gespenst die Spindel aus der Hand riß, sahen die Zuschauer sogleich, daß es eine wirkliche eiserne Spindel war, welche man sorgfältig verschloß, die aber doch wieder fortkam. Eine andere wurde von einem in ein Leintuch gehüllten Gespenst heftig gequält; sie riß im Streit gegen dasselbe einst einen Zipfel von dem Tuch ab, der dann sogleich von den Anwesenden gesehen wurde. Es soll von den Dämonen manchmal Geld entwendet worden sein, welches dann mitunter den Unglücklichen, die sie

eben quälten, in die Hand fiel und sichtbar wurde. Manche wurden ge- nöthigt, Gifte zu verschlucken, so daß man ihnen Gegengifte reichen mußte, – Alles, um sie zum Bund mit dem Bösen zu bewegen. Manche beklagten sich, es würden ihnen brennende Lumpen in den gewaltsam geöffneten Mund geschoben, und obwohl man diese nicht sah, so entstanden doch sogleich Brandwunden im Munde und der Geruch und Rauch der verbrannten Lumpen erfüllte das Zimmer. Manche wurden nach ihrer Angabe mit glühenden Eisen gezeichnet, so daß die Narben nie verschwanden. Alles geschah vor Hunderten von Zeugen. Viele Leute waren der Hexerei angeklagt und manche verloren in den darüber entstandenen Unruhen ihr Leben. Die Geplagten hatten während der Marter Visionen von teuflischen Wesen und von Menschen; wenn sie vor Gericht mit verbundenen Augen standen und es wurden Diejenigen in den Saal geführt, von denen sie gepeinigt zu sein behaupteten, so fühlten sie die Pein sogleich und baten, ihre

Peiniger zu entfernen. Es scheint also doch, daß hier ein wirkliches magisches Wechselverhältnis bestand, daß wirklich gewisse Personen durch ihre magischen Kräfte die Pein hervorbrachten. Viele mochten ungerecht angeklagt sein; Phips scheint vorzüglich durch Milde gegen diese der Sache ein Ende gemacht zu haben, nachdem bereits eine Anzahl Personen hingerichtet worden waren.“ (Perty, S. 386 f)

So weit die berühmten (oder berüchtigten) Umtriebe von Salem, welche auch Menschenopfer forderten. Was ist davon zu halten? Wir lesen, daß „ein wirkliches magisches Wechselverhältnis“ bestanden habe. Man darf allerdings unterstellen, daß es ein solche „magisches Wechselverhältnis“ damals tatsächlich gab, mithin ein seelisches Wechselverhältnis, welches es nicht weniger auch heute gibt. Die innige Verbundenheit der Menschen kann sich demnach positiv oder negativ äußern. Das ist noch lange kein Grund, gegen jemanden, der ab und zu an einen denkt, die Todesstrafe zu verhängen. Es besteht aber sehr wohl Anlaß, über

den wirklichen Zusammenhang von Welt und Kosmos nachzudenken.

Hier noch ein weiteres interessantes Beispiel über die möglichen inner-seelischen Beziehungen unter den Menschen (oder ihre entsprechenden Zerwürfnisse):

„Ein Schlossergeselle Heinrich wurde 1712 wegen Diebstahl zu Auspeitschung und Verweisung verurtheilt. Dem Verhör hatte der 14jährige Baron von X. beigewohnt, der alsobald von heftigen Leibscherzen befallen wurde und Symptome von Zoanthropie [Wahn, daß Mensch in ein Tier verwandelt] und Besessenheit zeigte. Die Paroxysmen [anfallartige Steigerung von Krankheitserscheinungen] kamen 3 – 4 mal des Tages; der Knabe sagte ihr Eintreten und ihre Dauer voraus. Während der Auspeitschung, bei der er nicht gegenwärtig war, fühlte er Schmerzen; Hunger und Stärke, mit dem Eintritt der Krankheit schon groß, stiegen immer mehr; Gebet vermehrte Schmerzen und Paroxysmen. Ein für ihn bestimmtes Amulett entfernte sich wie durch un-

sichtbare Hand und wurde später anderwärts gefunden; im Lager des Knaben fand man Knochen, Reiser, schwarzen Haber, Haarbüschel mit Fett, Erde, Rinden. Die Mutter des Heinrich sollte den Knaben bezaubert haben. 16 Tage später, am 21. Dec., wurde die Schlossersfrau, welche die Begnadigung ihres Sohnes nachgesucht, abschlägig beschieden; Tags darauf erschien sie wieder am Schloßthor und sah lange hinein; am gleichen Tag wandelte den jungen X. die größte Angst und Schmerz an; er floh zu Pferde und durchritt, wie von unsichtbarer Macht getrieben, in entsetzlicher Angst Wälder und Dörfer auf das schnellste; oft wieherte er wie ein Pferd. In Ittlingen sah er zwei scheußliche Gesichter, in deren einem er die Schlossersfrau erkannte; diese trieben ihn sogleich wieder in die Flucht und verfolgten ihn. Am 26. gestattete der Baron die Rückkehr des Schlossergezellen und in derselben Stunde fühlte der junge X. das sehnlichste Verlangen, nach X. zurückzukehren. Die Heinrich wurde mit ihrem Manne und zwei

Töchtern verhaftet; von diesem Augenblick an war der Knabe von Angst und Anfechtung frei. Man soll Zaubermittel im Schlosserhause gefunden, die Schlosserin soll auf gütliches Zureden gestanden haben, daß sie im zwölften Jahre das Hexenwerk gelernt und sich einem Teufel, Papilo, versprochen habe.“ (Perty, S. 388)

Wir haben hier also die übliche Fabel, in welcher sich reelle seelische Beziehungen und romantische oder auch boshafte Fabel vermischen. Im Kern ist etwas echt daran, seelische Mechanismen zu übertragen. Wie steht es mit folgendem zitiertem Satz: „Gebete vermehrte Schmerzen und Paroxysmen“? Man müßte natürlich wissen oder erfahren, wonach oder worum gebetet wurde. Grundsätzlich gilt vollständig ohne Widerspruch: Gebete oder die von Emile Coué empfohlenen kurzen positiven Sprüche erfüllen stets ihre positive Wirkung, auch wenn es bisweilen seine Zeit dauert. Der Fortgang der Fabel zeigt ja auch, wie letzten Endes die Heimsuchung des Knaben endet. Wie immer durch natürliche Mittel,

von denen niemand merkt, daß sie jemand bewirkt hat.

In besagter Geschichte wird die Hexen-Mutter erdrosselt und verbrannt, die ältere Tochter „mit dem Schwerte hingerichtet“. Alle übrigen werden auch getötet oder tot aufgefunden. Interessant ist die Schlußfolgerung des zitierten Autors, Maximilian Perty, hierzu:

„Der Untergang dieser Armseligen wurde durch anscheinend freiwillige Geständnisse herbeigeführt, worauf jedoch wenig Gewicht zu legen. Das Kerkerelend, die Angst und Noth konnten ohne Folter Geständnisse veranlassen. Dabei soll jedoch nicht behauptet sein, daß sie in Allem unschuldig waren. Es ist nicht Alles gesagt, was den Haß dieser Menschen gegen die Bewohner des Schlosses zu erklären vermöchte; er richtete sich gegen den verwundbarsten derselben, den jungen X. Es scheint, daß dieser mit dem Schlosserssohn und dessen Mutter in magischen Rapport [unmittelbarer seelischer Kontakt] kam: sie wirkten mit dem Grimm der bösen

Magie auf sein Innerstes zerrüttend und zerstörend ein, wobei die materiellen Mittel, wie die 'Fahrsamen', nur die Träger der magischen Kräfte waren, welche die Krankheit des jungen X. herbeiführten.“ (Perty, S. 389)